Brühler Zeitung

Brühler Lokalanzeiger – Brühler Stadtanzeiger – Brühler Volkszeitung

Anzeigenpreis für 1 mm Höhe 6 Pfg. im Textteil 20 Pfg. Ziffergebühr und Auskunftserteilung 20 Pfg. Für Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen keine Gewähr. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur dann zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

Volksblatt der Stadt Brühl

Geschäftsstelle Schloßstraße 23 * Fernsprecher 2108.

Bezugspreis durch den Boten frei ins Haus oder durch die Post monatlich 1.50 Mk. einschl. 30 Pfg. Trägerlohn und Beförderungsgebühr. — — Die Brühler Zeitung erscheint täglich außer an Sonn- und Feiertagen. — Postscheckkonto Köln 12742

Nr. 256 | Mittwoch, 1. November 1939 | 42. Jahrgang

„Kriegsziele der Westmächte sinnlos und verbrecherisch"

Molotow sprach vor dem Obersten Sowjet – „Ein starkes Deutschland ist die unabläßige Voraussetzung für den Frieden in Europa"

DNB Moskau, 31. Okt.

Die 5. außerordentliche Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR wurde Dienstag um 19.30 Ortszeit im großen Saal des Moskauer Kremlpalais eröffnet. Das Erscheinen der Mitglieder der Sowjetregierung und der Obersten Parteileitung mit Stalin und Molotow an der Spitze wurde von der Versammlung mit stürmischem Beifall begrüßt. Im Saal hatten sich auch die Delegationen der Nationalversammlung des westlichen Weißrußlands und der Westukraine eingefunden.

Die Tagesordnung, die von der Versammlung angenommen wurde, besteht aus drei Punkten: 1. Bericht über die auswärtige Politik der Sowjetregierung; 2. Erklärung der Bevollmächtigten Kommission der Nationalversammlung der Westukraine; 3. Erklärung der Bevollmächtigten Kommission der Nationalversammlung West-Weißrußlands.

Zum 1. Punkt der Tagesordnung ergriff darauf der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare und Außenkommissar Molotow das Wort zu einer anderthalbstündigen großen politischen Rede. Die Rede Molotows enthielt einen Ueberblick über die gegenwärtige internationale Lage und eine Darlegung der auswärtigen Politik der Sowjetunion in ihren Beziehungen zu den wichtigsten Nachbarländern.

Drei wichtige Tatsachen haben, so führte Molotow aus, die Weltlage in den letzten Monaten geändert: „In erster Linie der völlige Umschwung in den Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion, der zur Herstellung einer dauerhaften Freundschaft zwischen diesen beiden größten Staaten Europas geführt habe; 2. die militärische Vernichtung Polens und der Verfall des polnischen Staates; 3. die Fortsetzung des Krieges zwischen Deutschland einerseits und England und Frankreich andererseits.

Mit sarkastischer Polemik behandelte der sowjetrussische Regierungschef das nunmehr von den Westmächten angeblich verfolgte Kriegsziel, nämlich die „Vernichtung des Hitlerismus". Dieses auch noch unter der Flagge der Demokratien verfochtene Kriegsziel der Westmächte nannte Molotow schlechthin verbrecherisch. Staatsideen hingegen wie die nationalsozialistische könne man annehmen oder ablehnen, sie jedoch zum Kriegsgrund zu erklären, sei sinnlos und verbrecherisch. Die wirklichen Kriegsziele der Westmächte bestünden denn auch in der Behauptung ihrer Weltherrschaft und der weiteren ungestörten Ausbeutung ihrer Kolonialvölker.

Auch bei seiner Darlegung der auswärtigen Politik der Sowjetregierung stellte Molotow eine ausführliche Würdigung des deutsch-sowjetischen Freundschaftsverhältnisses voraus. Rußlands Beziehungen zu Deutschland haben sich, so erklärte der Redner, von Grund auf gebessert. Es ist eine praktische Zusammenarbeit erreicht und eine politische Unterstützung der deutschen Friedensbestrebungen durch die Sowjetunion."

Unter Bezugnahme auf den deutsch-sowjetischen Freundschafts- und Grenzvertrag hob Molotow nachdrücklich hervor, daß die deutsch-sowjetrussische Freundschaft sich bei der schwierigen Frage der Festlegung der Interessengrenzen auf dem Territorium des früheren polnischen Staates bewährt habe.

Die Sowjetunion verfolge den Kampf Deutschlands für die Beseitigung des Versailler Systems mit tiefem Verständnis, denn sie stände auf dem Standpunkt, daß „ein starkes Deutschland die unabläßige Voraussetzung für den Frieden in Europa darstelle". Der Versuch der Westmächte dagegen, Deutschland in ein neues Versailler System hineinzuzwängen, sei gefährlich und könne für diese Staaten selbst mit dem Ruin enden.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Deutschland haben sich ferner, so fuhr Molotow fort, in einer Erneuerung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern ausgewirkt. Durch die politische Freundschaft seien hierfür die günstigsten Voraussetzungen entstanden. Mit den Wirtschaftsverhandlungen, die zurzeit durch die deutsche Kommission in Moskau und durch die sowjetrussische Kommission in Deutschland geführt würden, sei „eine breite Grundlage für die Entwicklung des Warenaustausches zwischen der Sowjetunion und Deutschland geschaffen."

Bei der Schilderung der mit der Annektion der Westukraine und des westlichen Weißtußlands verbundenen Ereignisse gab Molotow erstmalig die Verluste der sowjetrussischen Streitkräfte bekannt, die bei der Besetzung dieser Gebiete verzeichnet wurden. An der weißrussischen Front sind an Offizieren und Mannschaften 246 Gefallene und 503 Verwundete zu verzeichnen, an der ukrainischen Front 491 Gefallene und 1359 Verwundete, insgesamt also belaufen sich die sowjetischen Verluste auf 737 Gefallene und 1862 Verwundete. Auch die Kriegsbeute, die der sowjetrussischen Armee in Ostpolen zufiel, gab Molotow mit folgenden Zahlen bekannt: 900 Geschütze, über 300 Flugzeuge, über 10 000 Maschinengewehre, 300 000 Gewehre, eine halbe Million Patronen, eine Million Artilleriegeschosse usw. Zusammenfassend sprach Molotow von der gewaltigen politischen Bedeutung, die die Erwerbung der Gebiete des westlichen Weißrußlands und der Westukraine für die Sowjetunion habe. Diese Gebiete umfaßten 196 000 Quadratkilometer und 13 Millionen Einwohner, darunter 4,8 Millionen Weißrussen und 8 Millionen Ukrainer. Die erst kürzlich durchgeführten Wahlen zu den Nationalversammlungen in der Westukraine und im westlichen Weißrußland hätten erwiesen, daß Neunzehntel der Bevölkerung die-

(Fortsetzung Seite 2)

Vier feindliche Flugzeuge abgeschossen

Der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht

DNB Berlin, 31. Okt. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Westen zwischen Mosel und Pfälzer Wald schwache Artillerie- und Spähtrupptätigkeit. An den übrigen Teilen der Front keine besonderen Ereignisse.

Vier feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen.

Englischer 8000 t-Dampfer versenkt

DNB London, 31. Okt. Der englische Dampfer Malabar, 8000 Tonnen, wurde von einem U-Boot im Atlantischen Ozean versenkt. Die Besatzung landete in einem Hafen Westenglands.

*

DNB London, 31. Okt. Aus Hull wird gemeldet, daß der Fischdampfer Saint Nidan bei der Rückkehr von den Fischereigründen versenkt worden sei, wahrscheinlich durch feindliche Einwirkung. Die 15köpfige Besatzung wurde gerettet.

Götterdämmerung?

1. November 1939

Die Lektüre der neuesten englischen Zeitungen vermittelt dem aufmerksamen Leser einen überraschenden Genuß. Der Ton der englischen Presse ist auf einmal anders geworden. Die Milch der frommen Denkungsart, die bisher mit heuchlerischem Augenaufschlag auf Flaschen gezogen wurde, scheint auf einmal übergekocht zu sein. Es riecht reichlich „angebrannt" in den englischen Zeitungsredaktionen. Und da dieser Dunst den englischen Nasen nicht bekommt, hat man sich kurzerhand entschlossen, einen neuen Ton anzuschlagen. Man redet auf einmal im Front-Jargon. Und was bisher als besondere Weisheit der britischen Patrioten gepriesen wurde, heißt auf einmal „Quatsch, Idiotie, Redensart von Schafsköpfen, Leichtfertigkeit und Selbstbetrug". Und das bisher so verhöhnte schwache Deutschland, das man unter der britischen Hungerblockade schon zusammenbrechen sah, erscheint plötzlich als der Stahlkoloß, vor dem man sich nur mit Einsatz der letzten Reserven retten kann. Kurz, eine Umwertung aller Werte ist im Gang, die recht interessante Rückschlüsse auf die wahre Stimmung der englischen Bevölkerung und auf die ständig wachsende Nervosität vor allem der Zentrale London gestattet.

Hätte sich diese peinliche Selbsterkenntnis in England eher Bahn gebrochen, so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen. Wahrscheinlich hätte dann keine britische Regierung gewagt, unter so bedenklichen Umständen ihr Volk in einen aussichtslosen und gefährlichen Krieg zu hetzen. Heute kommt diese Selbsteinkehr etwas spät. Und da sie nicht nur von unten, sondern auch von oben propagiert wird, entsteht der Verdacht, daß auch diese kernigen Fronttöne nichts anderes als ein neuer Betrug sind. Wahrscheinlich hofft die englische Propaganda, die eine gewaltige Schlacht verloren hat, mit diesen Rückzugsgefechten eine neue Ausgangsstellung zu gewinnen. Nachdem der leichtfertige Optimismus verpuffte, sucht man das Volk jetzt mit Pessimismus aufzustacheln.

Eins freilich ist auch nach Veränderung der Propaganda-Methoden nicht mitgeändert worden: Gelogen wird noch immer. Ja, die Lüge wird geradezu heroisiert. Und da man schreckliche Angst vor drohenden Angriffen der deutschen Wehrmacht hat, sucht man durch frech erfundene Tendenzmeldungen die undurchsichtige Entwicklung in Mitteleuropa etwas aufzuhellen. So setzte man die Lüge in die Welt, daß zwölf deutsche Divisionen zum Angriff auf die Schweiz bereitstünden, eine Behauptung, die von der Schweizer Bundesregierung sofort auf das energischste dementiert wurde. So behauptete Reuter, daß die Sowjetrussen in Bessarabien eingefallen seien, eine Falschmeldung, die von der „Taß", der amtlichen sowjetrussischen Nachrichtenagentur, im gleichen Atemzuge zurückgewiesen und als eine „geradezu herausfordernde Zweckmeldung" angeprangert wurde. So bohrt man dort und bohrt man hier. Auch Lügen über den Einsatz der englischen Truppen in Frankreich gehören auf dieses Blatt, das man selbst in Paris nur noch mit Empörung lesen kann. Aber hinter alledem steht nicht ein gutes, sondern nur ein verteufelt schlechtes Gewissen, und es ist mehr als zweifelhaft, ob auch durch diese neue Mischung von Lüge und Front-Jargon die beginnende „Götterdämmerung" in England noch weiter hinausgeschoben werden kann.

Die Preissteigerungen in England

Der englische Gewerkschaftler Ernest Beven warnt in dem Organ der Transportarbeitergewerkschaft Record die Regierung vor den Folgen, die die Preissteigerung haben müsse. Die Gewerkschaften hätten die Regierung immer gedrängt, das Preisniveau stabil zu halten. Wenn die Regierung aber weiter Preissteigerungen zulasse und dem Handel und dem Kapital gestatte, wochenlang die Preise zu erhöhen und dann erst zu fixieren, müsse sie mit weiteren Lohnforderungen rechnen.

Militärisch und wirtschaftlich unbesiegbar!

Generaloberst von Brauchitsch über unsere heutige Lage – Deutschland militärisch wesentlich stärker als 1914

Wiederholung der Aushungerung unmöglich

DNB Berlin, 31. Okt.

Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, gewährte dem Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Freude und Arbeit" eine Unterredung, in der er einige an ihn gerichtete Fragen beantwortete.

Frage: Welcher Unterschied besteht, Herr Generaloberst, in militärischer Hinsicht zwischen der heutigen Lage Deutschlands und der des Weltkrieges?

Antwort: Wir sind heute militärisch wesentlich stärker als vor 25 Jahren. Das gilt sowohl hinsichtlich der Bewaffnung und Ausrüstung als auch vor allem hinsichtlich der Ausnutzung der gesamten Wehrkraft des Volkes. Unsere auf den Erfahrungen des Weltkrieges aufgebaute Ausbildung sowie die Gliederung und Zusammenfassung der verschiedenen Waffengattungen haben sich im polnischen Feldzuge hervorragend bewährt. Die Errichtung des Westwalls, der stärksten Befestigungsanlage der Welt, hat es uns ermöglicht, das polnische Heer in kürzester Zeit zu vernichten, ohne daß wir wie 1914 die Masse unserer Kräfte an mehreren Fronten zersplittern mußten. Jetzt haben wir den Rücken frei und können ohne die Gefahr eines Zweifrontenkrieges der weiteren Entwicklung in überlegener Ruhe entgegensehen.

Frage: Womit ist der überraschend schnelle Erfolg der deutschen Wehrmacht im polnischen Feldzuge zu erklären?

Antwort: Mit der Ueberlegenheit der deutschen Führung und des deutschen Soldaten und mit der Güte und Wirkung der deutschen Waffen! Auf polnischer Seite versagten Führung und Organisation völlig. Der polnische Soldat hat sich vielfach zäh und hartnäckig geschlagen, war aber sowohl moralisch als auch in Ausbildung und Ausrüstung dem deutschen Soldaten keineswegs gewachsen. Er hätte seinen Widerstand ohne Zweifel noch eher aufgegeben, wenn er nicht, wie aus Gefangenenaussagen einwandfrei hervorgeht, über die militärische Lage auf das gröbste belogen worden wäre.

Neben den über alles Lob erhabenen Leistungen der einzelnen, am Einsatz beteiligten deutschen Truppen hat das vorbildliche Zusammenwirken aller Waffen und besonders auch die engste Zusammenarbeit zwischen Heer und Luftwaffe wesentlich zu dem raschen Erfolge beigetragen.

Frage: Ist mit einer ähnlichen Wirkung der englischen Blockade wie vor 25 Jahren zu rechnen?

Antwort: Eine Wiederholung der Aushungerung, auf die unser menschenfreundlicher Gegner in erster Linie abzielt, ist aus zwei Gründen nicht möglich. Wir sind nicht wie 1914—1918 von allen Seiten abgeriegelt. Wir sind in der Lage, den Handel mit den ost- und südosteuropäischen Wirtschaftsraum fortzusetzen und noch weiter auszubauen. Wir haben uns außerdem mit großen Vorräten, insbesondere an Getreide, eingedeckt, und tun alles Erforderliche, die landwirtschaftliche Erzeugung in vollem Umfange auch im Kriege aufrechtzuerhalten und sogar noch zu steigern. Auch unsere alten Korn- und Fleischkammern Posen und Westpreußen werden uns von großem Nutzen sein. Für die Bestellung mit Wintersaat ist gesorgt.

Die englische wirtschaftliche Kriegführung wird allerdings die neutralen Staaten wieder schwer treffen. Deutschland wird sein Möglichstes tun, durch Lieferungen ihre Leiden zu mildern. Es bedarf allerdings auch einer energischen Selbsthilfe der Neutralen gegen die englische Wirtschaftsblockade.

England wird sich über unsere heutige wirtschaftliche Kraft täuschen. Ich glaube, daß die gegenwärtige Lage Englands mehr gefährdet ist als die unsrige.

Frage: Was erwarten Sie, Herr Generaloberst, von der deutschen Arbeiterschaft im Kriege?

Antwort: Ich habe schon bei meiner Rede in den Rheinmetall-Werken betont, daß die nationale und soziale Geschlossenheit des deutschen Volkes auch in schweren Tagen ihre Prüfung bestehen wird. Heute kann ich sagen, daß die Kameradschaft zwischen deutschen Arbeitern und deutschen Soldaten sich bereits in den ersten Kriegswochen hervorragend bewährt hat. Die deutsche Arbeiterschaft, die auch ihre Arbeit in der Heimatfront als Soldatentum auffaßt, hat mit eiserner Disziplin an dem ihr zugewiesenen Platz ihre Pflicht erfüllt. Wir haben damit der Welt den Beweis liefern können, daß Deutschland nicht nur die besten Soldaten, sondern auch die besten Arbeiter hat. Ich bin überzeugt, daß die deutsche Arbeiterschaft auch weiterhin im nationalsozialistischen Geiste ihre Pflicht erfüllen wird.

eigentell Paul Becher
r in Brühl.
reisliste Nr. 9 gültig.

ont
n

satz steigt
ie durch Anzeigen
eren Sie in der
ler Zeitung



Lotterieeinnahme
FMANN
z-Klettenberg
rgerstraße 294
n Sie sofort!

Die Rede Molotows

(Fortsetzung von Seite 1)

ser Gebiete die Veränderung ihres politischen Schicksals begrüßen.

Den neuen Beziehungen der Sowjetunion zu den baltischen Staaten widmete Molotow einen besonderen Abschnitt seiner Rede. Die Beistandspakte mit den drei baltischen Staaten bezeichnete der Redner als das Ergebnis des absoluten Vertrauens und gegenseitigen Verständnisses, das zwischen der Sowjetunion und diesen Staaten herrsche. Mit besonderem Nachdruck wandte sich der Außenkommissar dann gegen die Verleumdungen einer gewissen ausländischen Presse, die behauptete, daß mit der Durchführung dieser Pakte die Sowjetisierung der baltischen Staaten verbunden sei „Das Geschwätz über die Sowjetisierung der Baltenstaaten", so bemerkte Molotow wörtlich, „ist das Produkt antisowjetischer Provokation und soll nur unseren Feinden nützen." Die Unverletzbarkeit der Souveränität der baltischen Staaten und das Prinzip der Nichteinmischung in deren innere Verhältnisse sei klipp und klar in den Beistandsverträgen festgelegt. Die Bedeutung der mit den baltischen Staaten getroffenen wirtschaftlichen Vereinbarungen stellte Molotow weiter besonders heraus.

Die Verhandlungen, die zwischen der Sowjetregierung und der Regierung Finnlands in jüngster Zeit auf Initiative der Sowjetregierung geführt würden, seien noch nicht beendet. Sie seien überschattet von der Tatsache, daß in Finnland anderweitige äußere Einflüsse seitens dritter Mächte im Spiele seien. Nichts destoweniger habe die Sowetunion das Recht und die Pflicht, wirksame Maßnahmen durchzuführen, die zum Schutze ihrer Sicherheit im finnischen Meerbusen und der Landgrenze in der Umgebung der 3½ Millionenstadt Leningrad dienen, deren Bevölkerungszahl allein diejenige ganz Finnlands nahezu erreichte.

In großen Zügen gab der Außenkommissar dann das maßvolle und weitsichtige Programm der sowjetrussischen Vorschläge an Finnland bekannt. Die Sowjetunion habe weder Absichten auf Wyborg noch auf die Alands-Inseln, noch wolle sie gar einen Druck auf Schweden und Norwegen ausüben, wie dies sinnlose und böswillige Gerüchte behaupteten, die im Ausland Verbreitung fanden. „Unsere Vorschläge an Finnland sind vielmehr, so erklärte Molotow wörtlich, sehr bescheiden und beschränken sich auf solche Maßnahmen, die zu unserer Sicherheit und zur Herstellung wahrhaft freundschaftlicher Beziehungen mit Finnland nötig sind." „Die Sowjetregierung habe ihre Vorschläge beschränkt auf die Uebergabe einiger Inseln des finnischen Meerbusens und auf den Vorschlag die Landgrenze nördlich von Leningrad um ein paar dutzend Kilometer nach Norden vorzuschieben." Im Austausch dafür habe die Sowjetregierung Finnland einen zweimal so großen Distrikt im Gebiet Sowjetkareliens angeboten. Weiter habe die Sowjetregierung vorgeschlagen, ein kleines Stück finnischen Territoriums an der Ausfahrt auf dem finnischen Meerbusen zur Benutzung als Marinebasis durch Pakt zu erwerben. Molotow deutete an, daß in dieser letzteren Frage bis jetzt noch kein Einvernehmen mit der finnischen Regierung erzielt worden sei. Trotzdem habe die Sowjetregierung sich zu einer Reihe weiterer Zugeständnisse bereiterklärt. „Wir können nicht annehmen, daß Finnland sich weigern wird, unsere Vorschläge anzunehmen", so sagte der Außenkommissar. Er befürchte, daß eine Ablehnung der sowjetrussischen Pläne für Finnland mit ernsthaften Nachteilen verbunden sein könne und hoffe nur, daß die finnischen regierenden Kreise sich nicht dazu entschlössen, und sich durch gewisse „äußere Freunde" gegen die Sowjetunion aufstacheln ließe. Bei einigem guten Willen werde es Finnland nicht schwerfallen, den minimalen sowjetrussischen Wünschen entgegenzukommen.

Im Zusammenhang mit der finnischen Frage habe, wie Molotow weiter ausführte, der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Roosevelt, es für nötig erachtet, sich in die Frage der sowjetisch-finnischen Beziehungen einzumischen. Roosevelt habe am 21. Oktober ein Telegramm an den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets, Kalinin, gerichtet, worin er seine Wünsche für die „Unabhängigkeit Finnlands" bekundet habe. In Moskau hat, wie Molotow ironisch bemerkte, die Botschaft Roosevelts umso größeres Befremden erregt, als der amerikanische Präsident offenbar über seinen Sorgen um die „Unabhängigkeit" Finnlands ihm näherliegende Fragen wie die „Unabhängigkeit" Cubas oder der Philippinen vergessen habe!

Im Anschluß daran sprach Molotow über die gegenwärtigen Beziehungen der Sowjetunion zur Türkei. Die ursprüngliche Absicht der Sowjetunion in den letzten Verhandlungen mit der Türkei habe darin bestanden, einen auf das Schwarze Meer und auf die Meerengen begrenzten Beistandspakt mit der Türkei abzuschließen. Da die Sowjetunion entsprechend ihrer Freundschaftspolitik gegenüber dem Deutschen Reiche in keinem Falle auch nur die Möglichkeit eines Konfliktes zulassen wollte, habe sie der Türkei vorgeschlagen, die Meerengen für die Kriegsschiffe aller Staaten, mit Ausnahme der Uferstaaten des Schwarzen Meeres zu sperren. Die Türkei habe jedoch angeblich aufgrund ihrer bereits gegenüber den Westmächten, übernommenen Verpflichtungen diese Vorschläge abgelehnt. Dennoch habe der Meinungsaustausch mit der Türkei viel beigetragen zur Klärung der beiderseitigen politischen Standpunkte. Die Türkei habe freilich dadurch, daß sie die Bindung ihres Schicksals an die Kriegspolitik der Westmächte einer Neutralitätspolitik vorgezogen habe, eine ernste Entscheidung auf sich genommen. Es werde sich noch zeigen, so meinte Molotow, ob die Türkei diesen Schritt nicht später zu bedauern habe. Die Sowjetregierung werde jedenfalls sorgfältig die Ereignisse in dieser Gefahrenzone weiter beobachten und werde insbesondere im Bereich des Schwarzen Meeres eine Politik verfolgen, die ihren Interessen und den Interessen der ihr befreundeten Völker entspreche.

Weitreichende weltpolitische Bedeutung kommt ferner den Ausführungen zu, die Molotow anschließend über die Beziehungen der Sowjetunion zu Japan machte. Molotow glaubte eine fühlbare Besserung der sowjetisch-japanischen Beziehungen feststellen zu können, die zu der Hoffnung auf eine weitere Entwicklung berechtige.

Zum Schluß seiner Rede wies Molotow nachdrücklich auf die Bedeutung der erst vor wenigen Tagen veröffentlichten Antwort der Sowjetregierung auf die britischen Bannguterklärungen hin. Die Sowjetunion könne nicht zulassen, so sagte Molotow, daß der Krieg infolge der völkerrechtswidrigen britischen Konterbandebestimmungen auch gegen Frauen, Kinder und Greise geführt werde. Die Sowjetregierung sei vielmehr im Gegenteil bestrebt, den Krieg abzukürzen und die Schrecken des Krieges von der Zivilbevölkerung fernzuhalten.

Im Zusammenhang mit dem Beschluß des amerikanischen Senats, das Waffenembargo für die Vereinigten Staaten aufzuheben, äußerte Molotow gewisse Befürchtungen und Zweifel. Auch diese Maßnahme sei nach Ansicht der Sowjetregierung nicht dazu geeignet, die Beendigung des Krieges herbeizuführen, sondern könne zu einer Verschärfung und weiteren Ausdehnung des europäischen Krieges führen. Damit beschloß Molotow seinen außenpolitischen Bericht, der von der Versammlung mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Tatsache, daß Molotow es überhaupt nicht für nötig fand, die Beziehungen der Sowjetunion zu England und Frankreich zu erwähnen, fand stärkste Beachtung.

Nach der Rede Molotows nahm der Oberste Sowjet unter Verzicht auf eine Diskussion folgende Resolution an: Der Oberste Sowjet beschließt aufgrund des Berichtes des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare und Außenkommissars Molotow über die auswärtige Politik der Sowjetregierung die auswärtige Politik der Regierung gut zu halten."

Darauf wurde die Abendsitzung des Obersten Sowjets für beendet erklärt. Zur Beratung der weiteren Punkte der Tagesordnung wird am Mittwoch um 18 Uhr Ortszeit eine weitere Sitzung stattfinden.

Der Reichsgau Danzig

Reichsminister Dr. Frick führte Reichsstatthalter Forster in sein Amt ein

DNB Danzig, 31. Okt. In einer Feierstunde wies Reichsminister Dr. Frick den Gauleiter Forster am Dienstagnachmittag in sein Amt als Reichsstatthalter des Reichsgaues Danzig ein.

Der Reichsminister wandte sich in einer Ansprache an Reichsstatthalter Forster. Er erinnerte an den um Danzig geführten Kampf, den der Gauleiter zehn Jahre lang so geführt habe, daß Danzig heute mit Stolz auf den Sieg blicken könne. Dabei gedachte Dr. Frick der Männer, die mit dem Einsatz ihres Lebens die Stadt von den Polen befreit haben, und der Opfer aus ihren Reihen, die dieser Kampf gekostet hat. Diese Opfer blieben für alle Zeiten eine Mahnung für ganz Deutschland, dafür zu sorgen, daß nie wieder ein fremdes Volk seine Hand auf diese deutsche Stadt legen könne. Der Reichsminister wandte sich dann dem Aufbauwerk zu, das in den befreiten Gebieten zu leisten sei. Mit dem 8. Oktober habe dann der Führer den Erlaß über die Verwaltung der deutschen Ostgebiete herausgegeben, in dem festgelegt worden sei, daß Danzig mit Westpreußen einen Reichsgau bilde, an dessen Spitze der Führer Gauleiter Forster als Reichsstatthalter berufen habe. Dieser Erlaß des Führers sei durch den weiteren Erlaß vom 26. Oktober in Kraft getreten. Seit dem 26. 10. stehe also Gauleiter Forster als Reichsstatthalter an der Spitze des Reichsgaues Danzig, wie ihn der Führer genannt habe. Der Reichsgau Danzig, erklärte Dr. Frick sei nach dem Muster des Sudetengaues und der Reichsgaue der Ostmark aufgebaut. Danzig werde Reichsgau, d. h. dieser Gau werde nicht einem Lande zugeteilt, sondern dem Reich und dem Führer unmittelbar unterstellt. Die Verwaltungsbehörden würden Reichsbehörden, die Beamten unmittelbare Reichsbeamte. An der Spitze dieses Reichsgaues stehe der Reichsstatthalter als Repräsentant des Führers und Beauftragter der Reichsregierung.

Reichsstatthalter Forster antwortete dem Reichsminister: Ich bin mir der großen Ehre, Statthalter des Großdeutschen Reiches und des Führers zu sein, wohl bewußt. Ich verspreche alles zu tun, um das Deutschtum in diesem Gau wiederherzustellen, hier ein Bauerntum anzusiedeln, das wie immer der beste Beschützer dieses Grund und Bodens sein wird, eine Industrie aufzubauen, die den Gau zur Blüte bringt, und darüber hinaus alles zu tun, um hier ein kulturelles Leben erblühen zu lassen, das das Deutschtum in diesem Gau der ganzen Welt in alle Ewigkeit beweist. Forster schloß die feierliche Stunde mit dem Siegheil auf den Führer und das Großdeutsche Reich.

Wachablösung im faschistischen Italien

Personelle Veränderungen in Regierung, Partei und Wehrmacht – Bekannte Politik des Duce bleibt unverändert

DNB Rom, 31. Okt. Amtlich wird eine Reihe von Veränderungen in der italienischen Regierung bekanntgegeben:

Die bisherigen Unterstaatssekretäre Teruzzi für Italienisch-Ostafrika, Ricci im Korporationsministerium, Riccardi für Devisenbewirtschaftung, Tassinari für Ackerbau, Host-Venturi im Verkehrsministerium werden zu Ministern ernannt und übernehmen die Leitung der entsprechenden Ministerien.

Das Ministerium für Volksbildung übernimmt Pavolini, bisher Präsident des Faschistischen Verbandes für die Freien Berufe. Minister Alfieri wird unter Vorbehalt seiner Bestimmung zum Botschafter befördert. Im Kriegsministerium treten an Stelle des Unterstaatssekretärs General Pariani Marschall Graziani als Generalstabschef des Heeres und General Soddu als Unterstaatssekretär. Im Luftfahrtministerium tritt an Stelle des bisherigen Unterstaatssekretärs General Valle General Pricolo als Unterstaatssekretär und Generalstabschef der Luftfahrt. Im Marineministerium treten keine Veränderungen ein. Außerdem ist Parteisekretär Starace zurückgetreten. An seine Stelle tritt der Generalkonsul der Faschistischen Miliz Muti. Starace tritt an die Stelle des bisherigen Generalstabschefs der Faschistischen Miliz General Russo, der als Unterstaatssekretär in die Präsidialkanzlei kommt.

In unterrichteten Kreisen wird die Regierungsumbildung als die im faschistischen Regime übliche Ablösung der Wache bezeichnet, die an der bekannten Politik des Duce nichts ändern werde.

Die Richtlinien bleiben

Die römische Presse zur Umbesetzung der Ministerposten

DNB Rom, 31. Okt. Die weitgehende Umbesetzung hoher Regierungs- und Parteistellen steht im Mittelpunkt der römischen Abendpresse. Die Zeitungen erklären, den zurückgetretenen Kameraden seien nach faschistischem Brauch ebenso wertvolle und tatkräftige Kameraden gefolgt. Die abtretende Garde habe, wie Tribuna betont, die ihr vom Duce anvertrauten Aufgaben mit voller und leidenschaftlicher Hingabe erfüllt und sei an neue, ebenso wichtige Posten berufen worden. Italien werde die von diesen Kameraden in schwierigen Augenblicken geleistete Arbeit sowie ihr vorbildliches Wirken und ihren mutigen Einsatz bei der Eroberung des Imperiums und im spanischen Krieg nicht vergessen, den mancher von ihnen aktiv mitmachte. Besonders herzliche Worte findet das Blatt abschließend für die achtjährige überaus erfolgreiche Tätigkeit von Parteisekretär Minister Starace sowie die Leistungen des Ministers für Volksbildung Alfieri, der die italienischen Journalisten in kameradschaftlicher Weise unterstützt und geführt habe.

In italienischen politischen Kreisen erklärt man, daß die Umbesetzung durchaus den Prinzipien des Faschismus entspreche und am besten als „Ablösung der Wache" charakterisiert werden könne. Die faschistische Politik befolge auf allen Gebieten die einzig vom Duce festgelegten Richtlinien, sodaß in einem totalitären Staat wie im faschistischen Italien eine Regierungsumbildung zu keiner jener Mutmaßungen und Deutungen Anlaß geben könne, die ein solches Ereignis in demokratischen Staaten auszulösen pflege. Die „Ablösung der Wache" werde also keinerlei Abänderung der bisherigen Richtlinien mit sich bringen. Das gelte für die Innen- wie für die Außenpolitik. Graf Ciano werde auf seinem Posten als Außenminister fortfahren, diesen Richtlinien entsprechend zu handeln.

Minister Starace

zum Generalstabschef der Faschistischen Miliz ernannt.

DNB Rom, 31. Okt. Parteisekretär Minister Starace hat, einer amtlichen Verlautbarung zufolge, um Enthebung von seinem acht Jahre innegehabten Posten gebeten und ist zum Generalstabschef der Faschistischen Miliz ernannt worden.

Zum neuen Parteisekretär wurde Ettore Muti ernannt, der in der Miliz den hohen Rang eines Generalkonsuls bekleidet.

Der neue Parteisekretär Ettore Muti wurde am 22. Mai 1902 in Ravenna geboren, nahm als Freiwilliger am Weltkrieg teil und zeichnete sich später bei zahlreichen Unternehmungen der Faschistischen Partei aus, der er bereits im November 1919 beitrat und für die er sich trotz mehrerer Verwundungen und gerichtlicher Verurteilungen leidenschaftlich einsetzte. Der neue Parteisekretär nahm als freiwilliger Fliegeroffizier am gesamten Feldzug in Ostafrika teil und ging mit den ersten italienischen Freiwilligen als Flieger nach Spanien, wo er bis zum Endsieg blieb. Nach Italien zurückgekehrt, nahm er an der Besetzung Albaniens teil und wurde am 15. August d. J. zum Leiter der faschistischen Auslandsorganisation ernannt. Ettore Muti ist Mitglied des Nationalrates der Faschistischen Partei und der Faschistischen und korporativen Kammer und Inhaber zahlreicher italienischer und spanischer Kriegsauszeichnungen.

Korporationsminister Ricci

Korporationsminister Ricci, geboren am 1. Juni 1896 in Carrara, war Kriegsfreiwilliger während des Weltkrieges, wo er sich mehrere Auszeichnungen erwarb. Ricci war einer der ersten Vorkämpfer des Faschismus und nahm am Marsch auf Rom teil, wo er mit seiner Standarte den Duce bis nach Santa Marinella geleitete. Er organisierte und leitete verschiedene Jahre lang die faschistische Jugendorganisation Ballila bis zu deren vor etwa zwei Jahren erfolgten Ueberführung in die Jugend des Liktorenbündels. Er war Staatssekretär im Erziehungsministerium und dann im Korporationsministerium, wo er jetzt zum Minister aufgerückt ist.

Holland glaubt an das Wort des Führers

DNB Brüssel, 31. Okt. Ein höherer Beamter des holländischen Außenministeriums gab, wie die Belga-Agentur aus dem Haag meldet, folgende Erklärungen zu den Gerüchten über deutsche Truppenzusammenziehungen an der niederländischen Grenze ab:

Ich bin nicht befugt, die strategischen Entschlüsse des deutschen Oberkommandos zu kommentieren. Wir haben einen absoluten Glauben an die widerholten Versicherungen Hitlers, Versicherungen, die im übrigen durch die jüngste Rede des Reichsaußenministers von Ribbentrop in Danzig hinsichtlich der Unversehrtheit unseres Gebietes bekräftigt worden sind.

Im übrigen können wir nur bestätigen, daß wir, was sich auch ereignen möge, unsere Unabhängigkeit mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigen werden. Im allgemeinen hat die niederländische öffentliche Meinung den Nachrichten über eine Konzentration deutscher Truppen nur geringe Bedeutung beigemessen. Die Zeitungen haben diese Informationen ohne Kommentare wiedergegeben.

Immer wieder!

Infame Verletzungen der belgischen Neutralität

DNB Brüssel, 31. Okt. Die Ueberfliegungen belgischen Gebietes durch ausländische Flugzeuge häufen sich in letzter Zeit wiederum. Wie erst jetzt bekannt wird, wurden am vergangenen Samstagmittag viele Tausende von englischen Flugschriften auf belgischem Gebiet und zwar in der Nähe von Thimister und Hombourg gefunden. Die Flugschriften enthielten nach den Meldungen des Peuple eine „Antwort auf die letzte Rede Hitlers".

Am Montagnachmittag wurde Namur von einem ausländischen Flugzeug überflogen, dessen Nationalität nicht festgestellt werden konnte. Die belgischen Luftabwehrgeschütze nahmen die Maschine unter Feuer und zwei belgische Jagdmaschinen nahmen die Verfolgung auf. Nach Pressemeldungen soll das Flugzeug aus nordwestlicher Richtung, d. h. also von England her, gekommen sein.

Wieder 30 ermordete Volksdeutsche aufgefunden

Ein neuer Beweis des verbrecherischen Treibens des Secret Service

DNB Posen, 31. Okt. Wie das „Posener Tageblatt" meldet, ist das verbrecherische und aufhetzende Treiben des britischen Geheimdienstes in Polen wieder einmal erschütternd in Erscheinung getreten. Von der Zentrale für die Gräber ermordeter Volksdeutscher sind auf einer weiteren Bergungsfahrt in den letzten Tagen erneut 30 ermordete Volksdeutsche ausfindig gemacht worden. Auch bei diesen bedauernswerten Opfern handelt es sich um Angehörige des Verschleppungszuges, der am 3. September Schreda verlassen mußte. Nach dem gegenwärtigen Stand der Erhebungen wurde dieser Verschleppungszug in der Gegend von Tuliszkow von der Begleitmannschaft verlassen. Der Zug versuchte in mehreren Gruppen, sich in die Heimat durchzuschlagen. Aber die Mehrzahl dieser Gruppen fiel schon nach kurzer Zeit polnischen Soldaten und verhetzter polnischer Landbevölkerung zum Opfer. Teils wurden sie zu mehreren, teils einzeln umgebracht, beraubt und verscharrt oder vorläufig noch weiter verschleppt, um dann später ermordet zu werden. Nur wenige Gruppen erreichten über Kolon und Kutno bei Lowicz die Freiheit.

Auslandsmeldungen

„Keine Möglichkeit, Deutschland zu zerschlagen"

DNB Newyork, 31. Okt. An Bord des USA-Dampfers Blackgull traf der britische Ingenieur William Georg, seinerzeit Mitglied der Interalliierten Rheinlandkommission, mit seiner vierköpfigen Familie aus London ein. Georgi erklärte, alle hätten ihn bei seiner Abreise beneidet. Zahlreiche Engländer würden gern in die Vereinigten Staaten übersiedeln, wenn sie ihren Besitz nach Amerika schaffen könnten.

Er wisse nicht, wie England den Krieg überstehen würde, aber er sei sehr besorgt. „Seit Rußland Deutschland mit Vorräten versorgt, haben England und Frankreich meiner Meinung nach keine Möglichkeit, Deutschland zu zerschlagen".

Auf eine englische Mine gelaufen

DNB London, 31. Okt. Infolge einer Explosion ist der Dampfer „Juno" aus Helsinki am Montag innerhalb von zehn Minuten in der Nordsee gesunken. Er dürfte einer englischen Mine zum Opfer gefallen sein. Ein Teil der Mannschaft, 24 Personen, darunter fünf Stewardessen, begab sich in das Rettungsboot, während zahlreiche andere ohne weiteres ins Wasser sprangen und 20 Minuten schwammen, bis sie von dem norwegischen Dampfer „Mimosa" an Bord genommen wurden. Auch die Insassen der Rettungsboote wurden von dem norwegischen Schiff aufgenommen. 19 Ueberlebende wurden an der britischen Ostküste an Land gebracht. Neun von ihnen mußten infolge leichterer Verletzungen in ein Krankenhaus eingeliefert werden.

Westdeutschland im Spiegel des Tages

Aenderung in der Feldpostanschrift

Angabe der Postsammelstelle fällt fort

DNB Berlin, 3. Okt. Mit dem ersten November 1939 fällt in der Feldpostanschrift die Angabe einer Postsammelstelle grundsätzlich fort. Die Anschrift enthält demnach nur noch Dienstgrad, Vor- und Zuname und Feldpostnummer. Beispiel:

„An den Soldaten (Gefreiten, Leutnant usw.)
Franz Schmidt
Feldpostnummer 13875 (Diese Nummer ist nur ein Beispiel)!

Die bisherigen Feldpostnummern bleiben weiterhin bestehen, soweit nicht durch den betreffenden Soldaten die Aenderung seiner Feldpostnummer mitgeteilt wird.

Beschränkungsmaßnahmen im Nachrichtenverkehr

DNB Berlin, 31. Okt. Bereits im September führten England und Frankreich sehr weitgehende Beschränkungsmaßnahmen auf dem Gebiet des Nachrichtenverkehrs durch, die sich den übrigen Staaten gegenüber außerordentlich nachteilig auswirkten. Deutschland hat von der Durchführung gleicher Maßnahmen bisher abgesehen. Nachdem sich herausgestellt hat, daß der feindliche Nachrichtendienst den ungehinderten Nachrichtenverkehr zwischen Deutschland und den neutralen Staaten für seine Spionagezwecke weitgehend ausnutzte, sah sich auch Deutschland veranlaßt, in den letzten Tagen Beschränkungsmaßnahmen auf dem Gebiet des Nachrichtenverkehrs durchzuführen. Durch diese Maßnahmen werden sämtliche neutralen Staaten gleichmäßig betroffen.

Im Ausland verbreitete Gerüchte über Einschränkung des bisher im Kriege durchgeführten deutschen Eisenbahnverkehrs ins Ausland entbehren jeder Grundlage.

Graudenzer Weichselbrücke fertig

Bewundernswerte Leistung der Eisenbahnpioniere

DNB Graudenz, 31. Okt. An Stelle der gesprengten Eisenbahnbrücke bei Graudenz versah bisher eine provisorische Pontonbrücke den Verkehr über die Weichsel. Gleichzeitig wurden die Wiederherstellungsarbeiten an der gesprengten Brücke aufgenommen, die aber noch längere Zeit in Anspruch nehmen werden.

Um jedoch den Zugverkehr über die Weichsel bei Graudenz möglichst bald wieder in Betrieb nehmen zu können, machten sich die Eisenbahnpioniere zu Beginn des Monats an die Errichtung einer Kriegsbrücke, die in 9 m Höhe und mit einer Länge von mehr als 1000 m über den Strom hinwegführt. Die Eröffnung dieser mit bewundernswerter Schnelligkeit errichteten Eisenbahnbrücke wird am Mittwoch erfolgen.

Volksschädlinge

bei versuchtem tätlichen Widerstand erschossen

DNB Berlin, 31. Okt. Der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei teilt mit:

Wegen Versuchs eines tätlichen Widerstandes nach ihrer Festnahme wurden am 30. Oktober erschossen:

Der wiederholt vorbestrafte 52 Jahre alte Bruno Witte aus Berlin. Er hatte trotz Ermahnungen den Versuch unternommen, seine Arbeitskameraden zum eigennützigen Verlassen ihrer kriegswichtigen Arbeitsstelle aufzuwiegeln,

der 37 Jahre alte Paul Spressert aus Hamm, ein wiederholt vorbestraftes asoziales Subjekt. Er hatte unter der Vorgabe, Beamter der Geheimen Staatspolizei zu sein, an der Familie eines an der Front stehenden Soldaten in schamloser Weise Erpressungen verübt.

Unwetter in Siebenbürgen

Schwere Schäden durch Regengüsse und Stürme

DNB Bukarest, 31. Okt. Im siebenbürgischen Erzgebirge verursachten Regengüsse und Stürme schwere Schäden. Der Bahnverkehr auf der Strecke Klausenburg—Großwardein, ebenso der Verkehr auf der gleichlaufenden Autostraße wurde infolge Ueberschwemmungen unterbrochen. In Großwardein stehen zwei Stadtviertel unter Wasser. Der Kreisch-Fluß ist auf einer großen Strecke über die Ufer getreten, zahlreiches Vieh ist ertrunken. Die Höhe des Sachschadens ist bis jetzt nicht bekannt. Menschenopfer sind nicht zu beklagen.

Tokio plant Gegenmaßnahmen

gegen die englische Blockade

DNB Tokio, 31. Okt. Japanische Meldungen aus Neapel und London stellen fest, daß die japanische wie die gesamte neutrale Schiffahrt überhaupt durch England zunehmend gesetzwidrig behindert wird. So meldet Domei aus Neapel eine verstärkte britische Blockade zwischen Gibraltar und Dover. „Nischi Nischi" berichtet aus London, daß die japanische Schiffahrt mit Europa durch die lange Zurückhaltung der Schiffe in England und Frankreich sehr stark behindert werde, und daß die Lage sich mehr und mehr verschlechtere.

Der Dampfer „Sakido Maru" sei 14 Tage und der Dampfer „Nankai Maru" 16 Tage in London festgehalten worden. Bei der rücksichtslosen Untersuchung sei die gesamte Fracht beschlagnahmt worden. Auch der Dampfer „Kashima Maru" sei zwei Wochen rücksichtslos und gesetzwidrig festgehalten worden.

Tokio, so schließt das Blatt, müsse schnellstens Gegenmaßnahmen ergreifen. Die schriftlichen und mündlichen Proteste der Neutralen einschl. Japans bei der britischen Regierung blieben vergeblich.

Immer daran denken:
Erst überprüfen, ob die Verdunkelungsanlagen angebracht sind, und erst dann das Licht einschalten oder anzünden!

Kölner Hauptmarkt

Köln, 31. Okt.

Der Kölner Hauptmarkt hatte am Dienstag starke Zufuhren aufzuweisen.

In der Markthalle war das Geschäft belebter als zuvor. Der Obstmarkt war überreich beschickt, besonders in Aepfeln, die nicht alle verkauft werden konnten. Eßbirnen waren sehr begehrt. Kochäpfel kosteten 8—13, Eßäpfel 15 bis 35, Kochbirnen 9—10, Eßbirnen bis 35, hiesige Kastanien 28 Pfg. d. h. kg.

Der Kartoffelmarkt war reich beschickt und das Geschäft belebt. Runde gelbe kosteten 3,35, lange 4,35 Mk. d. Ztr. Es kosteten im Großhandel: Wirsing 5, Rotkohl 5, Grünkohl 3,5 bis 4, Spinat 7,5—8, Möhren 5—6, Zuckermöhren 6,5, Karotten 4, Sellerieknollen 18—20, Rosenkohl 20—25, Schwarzwurzeln 28—30, Weiße Rüben 7—8, Sauerampfer 20—24, Speisezwiebeln 6—7,5, Tomaten 14—15, Kürbisse 7—10, Feldsalat 28—30 Pfg. d. h. kg. Kopfsalat aus dem Freien 6—6,5, aus dem Treibhaus bis 28 Pfg. Endivien 7—8, Rettig 4—5, Meerrettig bis 24, Blumenkohl 25—34 Pfg. d. Stck., Mangold 3—4, Radieschen 6, junger Rübstiel 5, Schnittlauch 3—3,5 Pfg. d. Gebund.

Durch Leichtsinn zu Tode gekommen

WLD Köln, 31. Okt. In dem Kölner Vorort Ossendorf wurde ein acht Jahre alter Junge vom Anhänger eines städtischen Kläranlagenlastzuges überfahren und getötet. Mit einem gleichaltrigen Jungen kletterte der Knabe auf den Anhänger, doch wurden beide von dem Kraftfahrer wieder heruntergejagt. Gleich darauf erkletterten die Jungen den Lastzug erneut und setzten sich auf die Gabelung, die Zugwagen und Anhänger verbindet. An einer Rechtskurve sprang der eine Knabe nach links ab und rief seinem Kameraden zu, auch abzuspringen. Dieser sprang nach der rechten Seite ab, kam zu Fall und wurde von dem Hinterrad des Anhängers überfahren.

Keine Ausflüge und Besuche in die linksrheinischen Grenzkreise

WLD Köln, 31. Okt. Es liegt Veranlassung dazu vor, nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß der Verkehr zu Ausflügen und Besuchszwecken in die linksrheinischen Grenzkreise gesperrt ist. Ebenso können Truppenangehörige in diesem Gebiet keinesfalls besucht werden. Personen von auswärts, die trotz dieses Verbotes versuchen, in diese Grenzkreise einzureisen, werden unnachsichtlich zurückgewiesen. Notwendiger, nachweisbarer Reise- und Geschäftsverkehr ist erlaubt. Die einreisenden Personen haben sich jedoch gegebenenfalls durch einen amtlichen Lichtbildausweis über ihre Person auszuweisen.

Eine kaum glaubliche Geschichte

„Warum sitze ich eigentlich im Gefängnis?"

WD Mettmann, 31. Okt. Großes Erstaunen rief in diesen Tagen beim Amtsgericht in Mettmann das Schreiben eines in Wuppertal sitzenden Strafgefangenen aus Haan hervor, in dem schlicht und einfach angefragt wurde, warum er, der Briefschreiber, eigentlich im Gefängnis sitze, da er sich keiner strafbaren Handlung bewußt sei. Die Art des Briefes ließ sofort erkennen, daß es sich nicht um einen schlechten Scherz handelte. Man ging daher der Sache auf den Grund und stellte folgendes fest:

Dem Briefschreiber, einem 24jährigen Mann aus Haan, waren vor einiger Zeit die Arbeitspapiere gestohlen worden. Der Dieb hatte sich damit an die Wasserkante begeben und dort einige Diebstähle ausgeführt. Bald wurde er, der sich als den seiner Papiere beraubten Haaner ausgab, ermittelt, jedoch wieder auf freien Fuß gesetzt, da weder Verdunkelungs- noch Fluchtgefahr vorlag. Schließlich erfolgte doch ein polizeilicher Strafbefehl über drei Monate. Die Polizeistrafe ereichte jedoch nicht den mehrfachen Dieb, sondern den ahnungslosen Haaner. Um ihren zu dieser Zeit im Krankenhaus liegenden Sohn vor Aufregungen zu schützen, unterschlug die besorgte Mutter des Mannes den Strafbefehl, so daß die rechtzeitige Einspruchsfrist versäumt wurde. Und als der Haaner endlich der Aufforderung, die Strafe abzusitzen, nicht nachkam, holte man ihn und sperrte ihn ein. Widerspruchslos ließ sich der junge Mann tatsächlich hinter die schwedischen Gardinen bringen und saß seine Zeit ab, bis es ihm kurz vor Ablauf der drei Monate plötzlich einfiel, sich einmal nach dem Grund seiner dreimonatigen Haftstrafe zu erkundigen. Diese Anfrage erst klärte den eigentlichen Sachverhalt auf. Aufgrund der beiden verschiedenen Unterschriften der Männer „gleichen Namens" wurde festgestellt, daß da etwas nicht stimmte. Während der Haaner unverzüglich aus der Haft entlassen wurde, gelang es der Polizei bald, den wirklichen Dieb und Verurteilten festzunehmen.

Großbrand auf einem Bauernhof

WLD. Mülheim (Ruhr), 31. Okt. Ein Bauernhof in Mülheim-Ruhr wurde am Montag von einem verheerenden Großfeuer heimgesucht. Um neun Uhr morgens brach in dem großen Stallgebäude der Brand aus, auf dessen Boden 400 Zentner Heu und 300 Zentner Stroh lagerten. Während diese ein Raub der Flammen wurden, konnte das Vieh gerettet werden. Die Feuerwehr verhinderte ein Uebergreifen der Flammen auf das unmittlbar an das Stallhaus angrenzende Wohnhaus, das bereits der Vorsicht hlber geräumt worden war. Kurz nach 12 Uhr mittags, als die Feuerwehr unter Zurücklassung eines Aufräumkommandos wieder abgerückt war, brannte plötzlich auch die große Scheune, die mit ungedroschenem Getreide angefüllt war. Anscheinend waren trotz der günstigen Windrichtung Funken in die Scheune geraten. Das Kommando und die abermals alarmierte Feuerwehr griffen den neuen Brandherd sofort energisch an, so daß das Ausbrennen der Scheune verhindert werden konnte; immerhin wurden mehrere hundert Zentner Getreide vernichtet.

Folgenschweres Straßenbahnunglück

WLD. Essen, 31. Okt. In der Frühe des Montagmorgens fuhr ein Straßenbahnwagen in Essen in der Nähe seiner Endstation in der Bottroper Straße gegen drei, infolge Rangierens abgestellte Wagen. Durch den heftigen Zusammenprall wurden 28 Personen verletzt; die Verletzungen sind leichterer Art. Vier Verunglückte, die Gehirnerschütterungen und innere Verletzungen erlitten, wurden in ein Krankenhaus eingeliefert. Die sofort durchgeführte Untersuchung ergab, daß der Unfall nicht auf technische Fehler, sondern auf das Verhalten des Straßenbahnführers zurückzuführen ist, von dem eine Blutprobe genommen wurde.

Drei jugendliche Ausreißer

Remagen, 31. Okt. Am Sonntag vormittag griff die Polizei in Remagen drei Knaben im Alter von zwölf (!) Jahren auf, die ihren Eltern in Köln ausgerissen waren und sich zusammengetan hatten, um gemeinsam Deutschland zu durchwandern.

In wenigen Zeilen

Reichsminister Dr. Goebbels traf am Dienstagmittag zu einem kurzen Besuch in den besetzten polnischen Gebieten auf dem Flughafen in Lodz-Lublinek ein. Nach einer Unterredung mit Reichsminister Dr. Frank und in ausführlichen Besprechungen mit anderen zuständigen Stellen nahm Reichsminister Dr. Goebbels eine Besichtigung der Stadt Lodz vor. Am Nachmittag und Abend schlossen sich längere Besprechungen mit den in den besetzten Gebieten tätigen Dienststellen des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda an.

Tödlicher Schuß aus dem Flobert

Der Schütze amnestiert

Wiesbaden, 31. Okt. Vor mehreren Wochen wurde, wie seinerzeit berichtet, in Neuenhain im Taunus ein 65jähriger Mann, als er aus der Waschküche auf den Hof trat, von einer Gewehrkugel in den Kopf getroffen und so schwer verletzt, daß er alsbald starb. Ein Nachbar hatte mit einem Flobertgewehr nach Spatzen geschossen und aus Versehen den alten Mann getroffen.

Der unglückliche Schütze hatte sich nun wegen fahrlässiger Tötung vor der Strafkammer Wiesbaden, die sich zur Beweisaufnahme nach dem Tatort in Neuenhain begeben hatte, zu verantworten. Die Ortsbesichtigung ergab, daß er sich bei dem so tragisch verlaufenen Schuß um einen unglücklichen Zufall handelte, für den der Angeklagte nicht voll verantwortlich ist. Für den noch straffreien Schützen wäre eine Gefängnisstrafe von nicht höher als drei Monaten zu erwarten gewesen, so daß auf Grund des Amnestiegesetzes das Verfahren eingestellt wurde.

Lehrling geriet in eine Transmission

Dillenburg, 31. Okt. In einer Fabrik in Feudingen geriet ein 15 Jahre alter Lehrling in eine Transmission. Dabei wurde dem Jungen ein Arm glatt ausgerissen. Er starb kurz nach der Einlieferung ins Krankenhaus.

Notorischem Faulenzer das Handwerk gelegt

Andernach, 31. Okt. Die Andernacher Kriminalpolizei nahm einen Mann fest, der bettelnd von Haus zu Haus ging und an den Wohnungstüren eine traurige und zu Herzen gehende Geschichte von seiner großen Not erzählte, in die er unverschuldet hineingeraten sei. Die Nachforschungen ergaben, daß der Bursche eine gut bezahlte Arbeitsstelle in einer anderen Stadt einfach verlassen hatte, um auf Kosten anderer ein Faulenzerleben führen zu können.

Unbegreiflicher Unfug mit vier Monaten Gefängnis bestraft

Koblenz, 31. Okt. In dem kleinen Ort Bürresdorf rief am Abend des 10. September ein 25jähriger Bursche telefonisch bei dem dortigen Bürgermeisteramt an, gab sich als Amtsbürgermeister aus und teilte mit, daß Fliegeralarm gemeldet sei. Die Einwohnerschaft saß darauf längere Zeit in den Luftschutzkellern, bis eine Rückfrage bei der vorgesetzten Dienststelle den Sachverhalt klärte. Die Einwohnerschaft war einem gemeinen Bubenstreich zum Opfer gefallen. Am nächsten Tag wurde der Urheber aber bereits verhaftet und ins Koblenzer Gefängnis eingeliefert. Am Montag stand er nun vor der Großen Strafkammer und versuchte, die üble Angelegenheit als einen „Scherz" hinzustellen. Vom Gericht wurde ihm aber klargemacht, daß die gegenwärtige Zeit für derartige „Scherze" viel zu ernst ist. Wegen Amtsanmaßung und groben Unfugs lautete das Urteil auf die exemplarische Strafe von vier Monaten Gefängnis.

Bei einem Zimmerbrand ums Leben gekommen

Gießen, 31. Okt. Am Montagnachmittag wurde in einer hiesigen Gaststätte in einem Zimmer starker Rauch bemerkt. Beim Eindringen in das Zimmer fand man den Fußboden schwelend und den Zimmerbewohner ohne Lebenszeichen vor. Der elektrische Heizkörper, der eingeschalte und unter Strom war, war umgeworfen, wodurch der Fußboden in Brand geraten war. Der Mann, der anscheinend selbst den Heizkörper umgeworfen hatte, war durch Rauch erstickt und bereits tot.

„England unter Papier begraben"

Urteil eines Kanadiers: „Das am vollkommensten organisierte Chaos der Welt"

DNB Amsterdam, 31. Okt.

Unter der Ueberschrift „England unter Papier begraben. — Organisationschaos verursacht Schaden und Empörung", berichtet der Londoner Korrespondent des Amsterdamer Telegraaf über den seit Ausbruch des Krieges in England entstandenen Ueberbürokratismus.

Ein führender Kanadier, so berichtet der Korrespondent u. a., der während der letzten Wochen in der Lage war, die Arbeitsmethoden der verschiedenen britischen Regierungsämter zu studieren, habe seine Eindrücke wie folgt zusamengefaßt: „Es ist das vollkommenste Vorbild von gut organisiertem Chaos, das ich je gesehen habe." Dieses scharfe Urteil sei keine Uebertreibung, so fährt der Korrespondent fort. Die wachsende Macht der Bürokratie werde von vielen Engländern als fruchtbar empfunden. Außerdem säßen sich die vielen neuen Beamten einander selbst im Wege. Ein sehr gutes Beispiel, um dieses zu beweisen, gäbe die Konterbande-Kontrolle von Schiffen ab. So habe man von einem neutralen Schiff gehört, das eine kleine Gütermenge an Bord hatte. Die Beantwortung der Frage auf Konterbande habe aber wochenlange Ueberlegungen verursacht. Jeder Tag im Kontrollhafen habe die Reeder einige hundert Pfund Spesen gekostet. Der Wert der Güter selbst habe dagegen ein paar hundert Pfund auch nicht überstiegen, so daß der Kapitän schon bat, man möge endlich die Waren beschlagnahmen, denn dann könne er wenigstens mit seinem Schiff abreisen. Das hätten die britischen Behörden aber abgelehnt. Das schließliche Ergebnis sei dann gewesen, daß dieses Stück Bürokratie die betroffene Reederei zehnmal so viel gekostet habe, als die Ladung überhaupt wert gewesen sei.

Die schönste Erfindung aber, die sich die englischen Behörden geleistet hätten, sei das sogenannte Pool-System. Gibt es in England eine Ware, die knapp geworden sei, dann bilde die Regierung einen sogenannten Pool, in den alle Produzenten ihre Waren zu liefern hätten. Aus diesem Warenlager entständen dann Einheitsprodukte. Die Bürokraten, so schreibt der Korrespondent ironisch, seien bereits schlimm genug, aber die Poolokraten schössen den Vogel ab.

Ernste Klagen höre man immer wieder über die verschiedenen Behörden, die sich von London aus zu ihrer eigenen Sicherheit über das ganze Land verstreut hätten. Damit aber noch nicht genug: all diese einzelnen Kontrollbeamten hätten sich noch zu allem Ueberfluß mit einem großen Heer von Beamten umgeben, mit dem sie in einem beschlagnahmten Hotel in einem Bade- oder Ferienort ihre Zelte aufgeschlagen hätten, ohne danach zu fragen, ob das wirtschaftlich richtig sei oder man nicht doch vielleicht ein billigeres und weniger luxuriös eingerichtetes Gebäude hätte finden können. Infolgedessen herrsche in England eine wachsende Verstimmung gegen die Bürokratie. Der Despotismus der britischen Beamten errege überall Empörung und Mißvergnügen.

Die Londoner Zeitung Daily Mail wendet sich in ihrer Kritik besonders gegen die kriegswirtschaftlichen Maßnahmen und die vielen Regierungskontrollen. Diese Wirrwarrstifter, diese Verkörperung des Amtsschimmels, so schreibt das Blatt u. a., erdrosselten den englischen Handel und die englische Industrie. Sie trieben die Preise herauf, schüfen Arbeitslosigkeit und hemmten England in seiner Kriegsanstrengung. England könne des Sieges so lange nicht sicher sein, wie diese Bürokraten nicht geschlagen seien. Das sei allgemeine Ansicht außerhalb des Interessentenkreises der Beamtenschaft. Zum Beweis der Richtigkeit ihrer Ansicht führt die Daily Mail Stimmen aus den verschiedensten Zeitungen an und meint, daß die Regierung diesen Chor der Unzufriedenen nicht mehr länger ignorieren könne.

Bunter Sport

Adolf Heuser boxt wieder, und zwar tritt der deutsche Halbschwergewichtsmeister am 25. November in der „Neuen Welt" oder im Berliner Sportpalast gegen den rumänischen Meister Serbanescu an. Heuser will seine Kampfbörse der Wehrmacht zur Verfügung stellen.

Das Fußballspiel Köln-links — Köln-rechts steht auch in dieser Wettkampfzeit auf dem Programm. Es findet am 22. November in Köln im Rahmen des WHW-Spieltages statt.

Außer Gefecht ist der italienische Mittelstürmer Piola. Er steht für den Fußball-Länderkampf Italien gegen die Schweiz am 12. November in Zürich nicht zur Verfügung, so daß Pozzo wohl auf Boffi Puricelli oder Capello zurückgreifen muß.

Drei Helmchen-Tore gab es im Treffen Polizei SV Chemnitz gegen Dresdner SC am Reformationstage im Gau Sachsen. Der Polizei SV gewann unerwartet hoch 4:1 (1:0).

Hausfrauen! Mütter!

Die NS-Frauenschaft erteilt euch in allen Fragen der Hauswirtschaft Auskunft in den Ortsgruppen der NSDAP.!

Das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes

General Guderian.

„Wo die Panzer sind, ist immer vorn". Die Panzer sind die Waffen des Angriffes schlechthin. Wo immer auf zukünftigen Schlachtfeldern um den Sieg gerungen wird, werden Panzertruppen eine entscheidende Rolle spielen. Von der richtigen Bewertung ihrer Leistungsfähigkeit, der sachgemäßen Auswahl des Gnländes, der sorgsamen Berücksichtigung aller der Ueberraschung zuträglichen Umstände, dem Zusammenfassen der Kraft im entscheidenden Raumn mögen hinfort Sieg oder Niederlage abhängen."

Mit diesen Worten hatte der Inspekteur der Schnellen Truppen, General der Panzertruppen Guderian, vor Jahresfrist die Grundlagen des Panzerangriffes gekennzeichnet. Im polnischen Feldzug waren die weitreichenden Erfolge seines Panzerkorps vornehmlich der Tatkraft seines Kommandierenden Generals zu verdanken. Die bisher nur bei Friedensübungen erprobte Führung starker, auf engem Raum und auf schlechtesten Wegen zusammengedrängter motorisierter Verbände wurde von General Guderian unter dem vollen, rücksichtslosen Einsatz seiner Person gemeistert. Die Erzwingung des Ueberganges über die Brahe im Korridor, die Vernichtung von drei polnischen Divisionen und einer Kavalleriebrigade ostwärts der Brahe war mit das Verdienst des stets im Brennpunkt der Kämpfe stehenden Generals, dessen eiserner Wille sich der ihm unterstellten Truppe mitteilte und sie zu höchstem Einsatz begeisterte. Mit seinem Panzerkorps war er beteiligt an der Einschließung der Polen in der Tucheler Heide. Pommern, Hamburger, Brandenburger, Ostmärker, Württemberger und Thüringer standen unter seinem Befehl und wetteiferten im Angriff gegen die Polen.

In schnellem Vormarsch stieß das Panzerkorps an die Weichsel, an den Narew durch, wo schwerste Kämpfe bei Wizna zu bestehen waren. In mehr als einer kritischen Lage brachte der General Guderian, immer im entscheidenden Augenblick bei seinen vordersten Truppen, den Angriff wieder in Fluß. Die Erfolge bei Zambrow und die rasche Wegnahme von Brest-Litowsk waren wesentlich das Verdienst seiner Führung und der Tapferkeit seiner Truppen. „Wo die Panzer sind, ist immer vorn!"

Das Geschick hat es gefügt, daß General Guderian, der am 17. Juni 1888 in Kulm-Weichsel geboren wurde, zum Befreier seiner Heimat wurde. 1907 trat er aus dem Kadettenkorps als Fähnrich in das Jägerbataillon 10 ein. 1914 zur Kriegsakademie kommandiert, wurde er während des Weltkrieges in Front- und Generalstabsstellungen verwandt. Im Zuge des Wiederaufbaues der Wehrmacht erfolgte 1936 seine Beförderung zum Generalmaior und 1938 zum Generalleutnant gleichzeitig mit der Ernenung zum Kommandierenden General des Kommandos der Panzertruppen. In seiner letzten Friedensstellung war General Guderian Chef der Schnellen Truppen.

General Hoth

General der Infanterie Hoth trägt das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes für seine besonderen Verdienste im polnischen Feldzug, insbesondere für seinen persönlichen Einsatz in der Vernichtungsschlacht bei Radom.

Dem von General der Infanterie Hoth geführten Korps war die Aufgabe gestellt, die Südflanke der Armee des Generaloberst en von Reichenau gegen starke polnische Kräfte im Raum von Kralau zu decken. Die Entwicklung der Lage stellte General Hoth wiederholt vor verantwortungsschwere selbständige Entschlüsse. Als sich die Gefahr abzeichnete, daß es den vor der Mitte der Armee zurückweichenden polnischen Divisionen gelang, über die Weichsel zu entkommen, stieß General der Infanterie Hoth mit seinem Korps ohne Rücksicht auf die starke Bedrohung der eigenen Flanke weit in Richtung Radom vor. Außerordentliche Marschleistungen mußte er von der Truppe verlangen. Am 7. September standen seine Divisionen noch mit feindlichen Nachhuten an der Lysa Gora im Kampf. General Hoth entschloß sich, starke Teile aus dem Frontanangriff herauszulösen, um sie weit in den Rücken des Feindes zu führen. Der in dem General lebendige Wille nach vorwärts bertrug sich auf seine Truppe. Trotz größter Anstrengungen stand das Korps am 8. und 9. Septenmber mit seinen Hauptkräften südostwärts Radom mit dem Rücken zur Weichsel. Im Fieseler-Storch erkundete General Hoth persönlich, flog von einer Stelle der vordersten Linie zur anderen, stets das operative Ziel vor Augen. So gelang der kühne Entschluß, die Polen in das für sie taktisch ungünstige Gelände zu manöverieren und dort die Angriffe der polnischen Divisionen, die nach den Weichselbrükdurchbrechen wollten, abzuschlagen. Dank des persönlichen Eingreifens des Kommandieren-Generals, dem Verständnis seiner Unterführer und der Tapferkeit der Truppe brachen alle Durchbruchsversuche zusammen. Es ist ein Beweis für die schweren Kämpfe, die das Korps zu bestehen hatte, daß fast alle höheren Stäbe mit dem Gewehr in der Hand im Kampf standen. Als Führer seiner Truppe verlangte General der Infanterie Hoth von seinen Soldaten das, was er selbst zu tun bereit war. Am Abend des 9. September war die Widerstandskraft des Gegners erschöpft und in der Nacht zum 10. September kamen die polnischen Truppen in hellen Scharen aus den Wäldern waffenlos hervor und ergaben sich den Siegern. Die Gefangenenzahl übertraf die Gefechtsstärke des Korps um ein Vielfaches.

In Neuruppin 1885 geboren, trat General der Infanterie Hoth aus dem Kadettenkorps als Fähnrich in das Infanterieregiment 72 ein. Im Weltkrieg erwarb er sich den Hausorden von Hohenzollern. In der neuen Wehrmacht wurde er 1938 zum General der Infanterie befördert und zum Kommandierenden General eines Armeekorps ernannt.

Neue Abfuhr für die englischen Lügenhetzer

Englands Giftgaslügen entlarvt – Professor Staehelin gegen die Behauptungen der Times

DNB Berlin, 31. Oktober.

In mehreren amtlichen Verlautbarungen hat die deutsche Presse der Weltöffentlichkeit mitgeteilt, daß in Polen Giftgas gegen die deutschen Truppen verwendet wurde. Gleichzeitig wurde der einwandfreie Nachweis geliefert, daß in allen Fällen dieses Giftgas englischen Ursprungs war.

Zunächst beantwortete das englische Lügenministerium diese schweren Anklagen mit inhaltlosen, nichtigen Dementis. Als jedoch unter dem Druck der deutschen Beweise die englischen Kriegsführungsmethoden aufs schwerste belastet wurden, griff man in England zum altbewährten Mittel der Lüge und der Verdrehung der Tatsachen. Dabei machte man bezeichnenderweise auch nicht vor der Autorität des Schweizer Professors Staehelin halt.

Wir berichteten bereits, daß der Baseler Korrespondent der Times im Auftrage des englischen Lügenministeriums Prof. Staehelin interviewte und durch eine völlig entstellte Wiedergabe dieser Aussprache den Versuch unternahm, die deutschen Beweisargumente zu entkräften. In der verfälschten Wiedergabe der Aeußerungen Staehelins hieß es, Prof. Staehelin habe der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß seine Erklärung für die antienglische Propaganda mißbraucht werde. Prof. Staehelin habe weiter angeblich die Unwahrheit der deutschen Behauptung festgestellt, daß die Polen zur Gaskriegführung bei Jaslo ihre Zuflucht genommen hätten. Das Interview des Timeskorrespondenten schloß mit der allzudurchsichtigen lügenhaften Unterstellung, Staehelin befürchte, daß die ganze Angelegenheit die Vorbereitung zur Einleitung der Gaskriegführung seitens der Deutschen darstelle. Am 28. Oktober gab daraufhin die deutsche Presse der Weltöffentlichkeit das Gutachten des Schweizer Prof. Staehelin im Wortlaut im Faksimile zur Kenntnis. Damit wurde eindeutig der Beweis geliefert, daß die Meldung der Times ein Produkt von Lüge und Verleumdung war, das sich würdig in den Rahmen der britischen Lügenpropaganda einfügt.

Nunmehr hat Prof. Staehelin selbst das Wort zu den englischen Lügenmeldungen ergriffen und der Presse folgende Erklärung abgegeben:

„Nachdem mein Bericht über die Feststellung von Gasvergiftungen in Polen von deutschen Zeitungen veröffentlicht worden ist, sind irreführende Meldungen darüber gemacht und mir Dinge in den Mund gelegt worden, die ich nicht gesagt habe. Von den verschiedensten Seiten habe ich Anfragen erhalten, so daß ich die Interpellation im Großen Rat vom 9. November nicht abwarten kann, sondern genötigt bin, schon jetzt eine Erklärung abzugeben. Als mir die Anfrage des Deutschen Auswärtigen Amtes übermittelt wurde, Verletzungen durch Kampfgase in Polen festzustellen, hielt ich mich nicht für berechtigt, ablehnend zu antworten. Ich betrachte es als Pflicht des Bürgers eines neutralen Staates, bei der Feststellung der Wahrheit mitzuhelfen, wenn er von einer kriegführenden Partei in seiner Eigenschaft als Sachverständiger aufgefordert wird. Ich habe deshalb nachdem ich die nötige Erlaubnis von den zuständigen Stellen erhalten hatte, den Auftrag angenommen und am 20. September in Jaslo bei neun deutschen Soldaten die sicheren Anzeichen von Erkrankungen durch Einwirkung eines Giftes aus der Gelbkreuzgruppe festgestellt. Die mir in Jaslo gemachten Angaben, daß alle Erkrankten und noch einige andere Soldaten 12 Tage vorher durch die Explosion der gleichen Gasbombe vergiftet wurden — was ich natürlich nicht selbst festgestellt habe — führten zur Diagnose der Vergiftung durch Gelbkreuzstoffe im engeren Sinne und zur Diagnose des Alters der Veränderung an der Haut. Meine Feststellungen sind rein medizinischer Art, und ich wurde auch nur damit beauftragt. Weitere Aeußerungen, die ich Pressevertretern gegenüber getan haben soll, sind unrichtig."

Prof. Staechelin steht also in selbstverständlicher Weise zu seinem von uns veröffentlichten Gutachten. Wir haben der neuerlichen sachlichen und eindeutigen Feststellung des Schweizer Professors nichts hinzuzufügen, wenn er insbesondere am Schluß seiner Ausführungen betont, keine irgendwie gearteten weiteren Aeußerungen englischen Pressevertretern gegenüber abgegeben zu haben. Es wird den Herren in England bestimmt nicht angenehm sein, durch neutralen autoritären Mund der professionellen Lüge überführt zu werden. Wir können diesen Lügenfabrikanten nur empfehlen, so fortzufahren, weil sie hierdurch am sichersten dazu beitragen, daß der englischen Presse auch der letzte Anschein von wahrheitsgetreuer Berichterstattung noch genommen wird.

Das ist ihre „Freiheit"

Indien erneut vergewaltigt! – Der Gegenschlag des britischen Imperialismus

DNB Amsterdam, 31. Okt. Reuter meldet, daß der britische Gouverneur von Madras den Rücktritt des von der indischen Kongreßpartei gebildeten Ministeriums angenommen hat. Der Rücktritt des Ministeriums war bekanntlich als Protest gegen die kürzliche Erklärung des britischen Kriegsministeriums über die Zukunft Indiens erfolgt. Die Erklärung hatte bei den Indern Enttäuschung und Erbitterung hervorgerufen, weil sie ebensowenig wie alle anderen Winkelzüge des „demokratischen" Englands den elementarsten Selbstbestimmungsforderungen der Inder entgegen gekommen war.

Wie Reuter weiter berichtet, wird der britische Gouverneur einen „Ausschuß" ernennen, der aus drei britischen Mitgliedern der Zivilverwaltung bestehen soll, um die Regierungsgeschäfte weiterzuführen.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen dieser „Ausschuß" von der indischen Bevölkerung, die für ihre Unterdrücker in den Krieg gehen soll, aufgenommen wird. Die Provinz Madras wird von nun an unter vollständiger Ausschaltung der indischen Vertreter regiert werden. Die Briten denken nicht im Traum daran, mit den Indern weiter zu verhandeln, um eine „friedliche Bereinigung der strittigen Punkte" zu erzielen. Wie überall, greifen sie auch hier sofort zur Gewalt, um ihre imperialistischen Interessen durchzusetzen. Das hindert sie aber nicht im geringsten, in London mit frömmelndem Augenaufschlag zu erklären, daß sie nur „zum Schutze unterdrückter Völker" den Krieg erklärt und den Kampf nur deshalb vom Zaune gebrochen hätten, um in der Politik „die Methoden der Gewalt durch Verhandlungen" zu ersetzen.

Späte Verwandlung

Erzählung von Hans Christoph Kaergel

Wer mit dem Walde zusammenlebt, wird selber wie ein Baum. Die Jahresringe schließen das Herz ein. So erging es dem alten Holzhändler Jakob Grunschel zu Lehmwasser in den schlesischen Bergen nicht anders. Er hätte keinen Grund gehabt sich zu verwundern, daß sein Sohn Richard nicht anders wurde. So waren sie vor dreißig Jahren auseinandergekommen und weder Vater noch Sohn fand ein Wort, das sie wieder zusammenführte. Der Vater lebte nur in Erwartung des Sohnes. Er wußte, daß er im Kriege war, daß er in Westdeutschland in einer großen Fabrik ein tüchtiger Maschinenschlosser geworden war. Aber er rief ihn nicht heim. Und sein Sohn lief Tag um Tag zur Fabrik und war doch nicht froh dabei. Er wanderte Sonntag für Sonntag über die Felder bis in den nächsten Wald. Dort kehrte er um. Er könne den Holzgeruch nicht ertragen, sagte er. In Wahrheit wollte er sich nicht mehr an die Sehnsucht nach den heimatlichen Wäldern erinnern lassen. Eines Tages offenbarte er seiner jungen Frau doch, was er in den letzten Jahren stumm ertragen hatte. Sie schrieb an den fernen, alten Vater, ohne daß Richard Grunschel etwas davon erfuhr. Der Brief, der von der einzigen großen Liebe und Sehnsucht des Sohnes berichtete, erfüllte den alten Vater so voller Glück, daß das Herz es nicht mehr fassen konnte. Er legte sich lächelnd zur Seite. Er ging ein in Wald und Erde.

Die Nachricht von seiner Heimkehr in die Ewigkeit erreichte den Sohn aber erst, nachdem schon lange die Erde über Vaters Grab gebreitet war. Er wollte nun noch einmal heimfahren, um Haus und Hof zu veräußern, das Erbe nehmen und für immer Abschied zu nehmen von seiner Heimat. Dort drüben im Schlesischen lag eine Welt, die für ihn für immer verloren war. So kam er als ein Fremdling auf dem heimatlichen Hofe an.

Links lagen unter der Linde die Hölzer aufgeschichtet wie vor 30 Jahren. Auf halber Höhe zum Bahnhof hin stand der eingedeckte Brunnen, der Born, wie es hieß. Richard Grunschel blieb stehen, seine Beine zitterten. — Richard ließ seine Frau herankommen, griff mit den Händen nach ihr, als suche er eine Stütze: „Wir müssen fort, ganz schnell fort! Ich besorge mir einen Wagen. Ich kann keinen Schritt mehr weiter!" — „Was ist dir denn, Richard?"

„Ach, das verstehst du nicht. Siehst du denn nicht, das Haus steht noch, es ist nichts angebaut, kein Stein ist verrückt. Dieselben Schindeln liegen noch auf dem Dach. Unter dem Holz habe ich als Kind meine Räuberhöhle gehabt. Riechst du nicht den Stall, das ganze aufgeschüttete Heu, die Pferde? — Immer nur Pferde — Holz! Sei doch mal still. Weib, hörst du nicht, da kommt doch jemand!"

„Richard, du träumst!"

„Ich hätte doch nicht hierher kommen sollen."

„Gut, Richard, ich gehe ins Dorf hinunter und besorge dir einen Wagen." — In diesem Augenblick kommt eine alte Frau mit zwei Wasserkannen um den Hof herum und will durch die Apfelbäume hindurch zum Brunnen hinaufsteigen. Sie geht wie sie wohl hundertmal den Weg gegangen ist, sie sieht weder links noch nach rechts. Plötzlich aber wird sie unruhig in ihrem Gang. Sie hebt den Kopf und stößt einen leisen Schrei aus. Die leeren Kannen entfallen ihren Händen. Es ist Mutter Schöpel, die in dem Richard Grunschel nichts anders sieht, als den wiedererstandenen Vater Jakob. Erst als sich Richard bewegt und nach alter städtischer Gewohnheit den Hut vom Kopf zieht, sieht sie, daß es keine Erscheinung ist, sondern ein Mensch. Sie hebt die Kannen wieder auf, kommt ein paar Schritte näher, bleibt aber vorsichtig auf halbem Wege stehen und fragt nur, was die Leute auf dem Hof wollen. Kaum aber, daß Richard Grunschel sie grüßte, schreit sie auf: „Jeses — nee, der Herr Richard!" —

Nun flogen die Kannen zum zweitenmal aus den Händen, und das alte Mütterchen, das nie Liebe empfangen hatte, vergaß die langen Jahre des Dienens, sie umarmte den Mann und hielt ihn zitternd in den Armen, als wäre er ihr Sohn. Dann erst begrüßte sie die schlichte Frau, die mit ihm gekommen war. Sie bat, sie möchten beide nur einen Augenblick vor dem Hof warten, sie wollte nur frisches Wasser holen. Gleich würde sie Kaffee machen, es wäre zuviel der Ehre, zuviel Glück ihr widerfahren. Der Körper der kleinen Frau zitterte vor Erregung. Und schon trippelten ihre Füße zum Born hinauf, während Richard Grunschel langsam zum Hof schritt. Die Stalltür stand angelweit auf. Die Mägde mußten eben frisch gemistet haben. Der kräftige Geruch des Pferdedüngers erfüllte den Raum. Licht und hell war der Stall. Richard Grunschel ließ sich schwer auf die Bank fallen, stützte den Kopf in die Hände und wartete. Bald hörte er Mutter Schöpel vorbeischlürfen. Er sah sie und sah sie auch wieder nicht, denn sein Blick ging wieder ins Dorf, hinunter ins Tal. Er zählte die Häuser, er sah neue rote Ziegeldächer im Niederhof. Ein fremder Bahndamm zog sich am Gerichtskretscham auf halber Berglehne entlang. Es war die Heimat und auch wieder nicht. Dann wurde er am Arm geschüttelt. Nein, er könnte nicht aufstehen. Aber er folgte der alten Frau willig durch die Haustür. Es roch überall wie in seiner Kindheit nach Harz und Holz. Nichts erinnerte daran, daß vor ein paar Tagen der Raum voller Rosen und Kränze gelegen hatte. Es war alles wieder in der Stube an Ort und Stelle gerückt. Der Spiegel war wieder freigegeben, der die Tage über verhangen war. Alles stand, wie er es verlassen hatte, als er vor dreißig Jahren in die Ferne ging. Aber er war jetzt ein Fremder, ein Herr, er mußte auf dem Sofa Platz nehmen. Die alte Schöpeln brachte die große bauchige Besuchstasse, die nur die vornehmen Holzkaufleute vorgesetzt bekamen. In diesem Augenblick hatte sich auch Richard Grunschel in der Gewalt. Jetzt roch er durch den Harzgeruch hindurch den zurückgebliebenen Duft der Kränze, jetzt wußte er, daß das eine Totenstube gewesen war, das alles tot war: der Vater — die Mutter — die Jugend, die Heimat, und daß er nur abzurechnen hatte, um für die Frau, die neben ihm saß und für die Kinder in Westfalen ein besseres Leben zu beginnen. Er würde ja hier nicht einen Augenblick atmen können, denn über ihm lag die Stube, da ihn der Vater aus dem Hause prügelte. Nein, kein Pferd, kein Hof, keine Heimat konnte ihm den wirklichen Vater wiedergeben. Ganz feierlich sprach er nun auch mit Mutter Schöpel. Währenddessen rollten zwei Fuhrwerke in den Hof. Man hörte das Abschirren der Pferde, das dumpfe Gepolter beim Hineinführen in den Stall.

Mutter Schöpel fragte bescheiden, ob sich Herr Grunschel nicht einmal die neuen Pferde ansehen wollte, aber er schüttelte den Kopf so heftig, daß sie nichts mehr fragte. In dem Augenblick aber spannte der zweite Fuhrknecht aus und zwei Pferde gingen gerade an dem Fenster vorüber. Richard sprang auf, vergaß alle Vorsätze, eilte zur Tür und wußte nicht, daß die Mutter Schöpel den beiden Fuhrknechten Zeichen gab, sie sollten den Stall verlassen. Er stand und sah nur den Pferden zu, wie sie hungrig die Raufe leerten. Schon wollte er wieder ruhig werden, denn es waren fremde Pferde geworden, keines kannte ihn, da geschah das Unglaubliche. Wie vor dreißig Jahren wandte sich ein Pferd zu ihm und blickte ihn an, wie ein Pferd nur einen Menschen anschauen kann. Da warf er sich an den Hals des Tieres und schluchzte auf. Damit wollte er Abschied nehmen. Er hörte, wie er wieder ins Haus trat, seine Frau mit Mutter Schöpel in der Wohnstube, die der guten Stube gegenüber lag, sprechen. Die Tür war geöffnet. Er wollte nur hineinrufen, da sah er an dem Schrank gegenüber seine Mütze hängen, genau so wie er sie vor dem Fortgehen dorthin gehängt hatte. „Der alte Jakob Grunschel!" gab die Mutter Schöpel zur Antwort. „Er pflegte immer zu sagen, die Mütze darf nicht eher vom Schrank genommen werden, bis sie sich mein Junge einmal holen wird. — Ja, und das glauben Sie mir, Herr Richard, alle Abende vor dem Schlafengehen hat er diese alte Mütze gestreichelt. — Es war ein merkwürdiger Herr, der alte Herr Grunschel!" Kaum hatte sie das gesagt, da brach der lange, fast fünfzigjährige Mann an der Tür zusammen und fiel um. Ein einziger Schrei kam nur über die Lippen: „Vater!" Mutter Schöpel ließ jetzt die Frau mit dem jungen Herrn Grunschel allein in der Stube. Es ging niemanden etwas an, was die beiden da miteinander auszumachen hatten. Aber in Wirklichkeit sprach weder die Frau noch der Mann. Nur Vater und Sohn hatten sich gefunden.

Es spukt in der Thomasallee!

23 Roman von Ber Oen mann

Urheberrechtsschutz: Dötsch & Holl, München

„Umso besser," nickte Schmidt, „aber vorsichtshalber möchte ich Sie doch bitten, das Haus durch den zweiten Ausgang zu verlassen Ich werde Ihnen den Weg zeigen. Sie kommen dann nicht auf die Leipziger, sondern auf die Mauerstraße."

Hergott, was ist das alles aufregend, dachte Lore, als sie wieder nach Dahlem fuhr. Die Gewißheit, in Herrn Schmidt einen gewiegten Bundesgenossen gefunden zu haben, erfüllte sie mit Freude und Sicherheit. Und beinahe fing das Geheimnis an, ihr Spaß zu machen.

Zu Hause wurde sie von Hanni verstört empfangen.

„Ist was passiert?"

Hanni zitterte. „Vorhin schickte ich Berta fort, zum Markt, da schoß mir durch den Kopf daß die Gelegenheit eigentlich günstig war, mir einmal ihr Zimmer anzusehen. Vielleicht hat sie Briefe oder sonst was, aus dem irgend was hervorgeht, dachte ich. Also ich hinauf und — ach, Lore, es ist ja viel furchtbarer, als wir es uns je haben träumen lassen!

Ja, viel furchtbarer. Weißt du, was ich in ihrem Zimmer entdeckte? Unter dem Kopfkissen im Bett? Einen — einen Revolver!"

„Bei Berta?"

Lore war entsetzt. Einen Revolver — das Grauen kroch sie an. Sie verfärbte sich und brachte sekundenlang kein Wort hervor. Was, um Himmels willen, fing das Mädchen mit so einer Mordwaffe an? Was plante sie? Doch nicht etwa —

Das war ja geradezu entsetzlich! Lore fühlte, wie ein Schwindel sie packte. Sie setzte sich und starrte entgeistert ins Nichts. Und dann sah sie Blut — überall Blut.

„Sie muß aus dem Hause!" keuchte Hanni neben ihr. „Heute noch! Ich könnte kein Auge mehr schließen vor Angst. Wie kann uns Reimann nur dieses furchtbare Geschöpf empfehlen!"

Wozu braucht man einen Revolver, dachte Lore. Zum Schießen. Zum Totschießen. Sie schauerte zusammen. Dann freilich, als sie den ersten Schreck hinter sich hatte und ruhiger wurde, zog sie auch die Möglichkeit in Betracht, daß man sich einen Revolver auch zur Verteidigung halten konnte.

„Vielleicht hat sie ihn sogar von ihrem Onkel bekommen," meinte sie, nun auch bestrebt, Hanni zu beruhigen. „Wir sind beide etwas aufgeregt, weißt du? Wir sehen alles gleich hundertfach vergrößert. Wir fangen an, die Nerven zu verlieren!"

Aus der Küche drang fröhliches Geträller aus weiblicher Kehle.

„Puh!" machte Lore. „Die Mörderin in spe!"

Es war ein Schlager, der da gesungen wurde. Ein Schlagertext mit viel Sentimentalität und Liebe. Eigentlich nicht das rechte Programm für eine Schwerverbrecherin.

Hanni war aber nicht so leicht zu beruhigen. Noch lastete auf Berta ein schwerer Verdacht. Wenn zutraf, daß sie mit den Einbrechern unter einer Decke steckte, war ihr auch Schlimmeres zuzutrauen. Wenn — wenn! Herrgott, es wurde wirklich Zeit, daß Schmidt in Aktion trat.

„Ich will dir mal was sagen," meldete sich Lore zum Wort. „Berta besitzt einn Revolver. Gut. Warum sie ihn bei sich verbirgt, wird sich bald herausstellen. Für uns hat sich die Gefahr weder vermindert noch vergrößert, denn wahrscheinlich hat sich das Ding schon von der Stunde an·da, als sie zu uns kam. Na also, und wir leben immer noch. Nein, Hanni, wir müssen nun schon gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenigstens noch kurze Zeit."

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen: am Nachmittags kamen noch zwei Revolver ins Haus. Ein Bote brachte ein kleines Paket und dazu einen Brief von Doktor Knauer. Er schrieb:

„Selbst auf die Gefahr hin, daß Sie nicht mit Schußwaffen umzugehen verstehen, sende ich Ihnen anbei zwei Brownings. Sie können sie unbesorgt auspacken, sie sind noch nicht geladen. Im übrigen sind sie so glücklich konstruiert, daß ein kleines Kind von drei Jahren damit umzugehen vermöchte. Sie an den Sonntag erinnernd, der uns hoffentlich auf der Havel finden wird, bin ich immer der Ihre!"

„Ich muß schon sagen, daß ich das nett finde," urteilte Lore. „Er weiß, wie beunruhigt wir sind und schickt uns zu unserer Sicherheit je einen Browning. Anständig, was?"

Hanni enthielt sich jeder Aeußerung. Sie wurde aus nichts mehr klug. Und aus dem Anwalt erst recht nicht.

Lore zerschnitt den Bindfaden; dann löste sie das Umhüllungspapier. So vorsichtig waren ihre Bewegungen, als handle es sich um eine Höllenmaschine, die ausgepackt werden mußte. Als das Papier beseitigt war, kamen zwei Pappkartons zum Vorschein. Sie nahm die Deckel ab und stieß auf weißes Seidenpapier.

„Für Revolver eine ulkige Verpackung, was?"

Auch das Seidenpapier wurde entfernt. Und wirklich, da lagen die Revolver. Klein, braun glänzend, gefährlich aussehend. Aber sie waren ungefährlich, weil sie aus Schokolade bestanden

Lore wußte nicht, ob sie sich ärgern oder ob sie lachen sollte. Sie entschloß sich aber schließlich zum letzteren und steckte auch Hanni damit an.

Sonst brachte der Tag keine besonderen Ereignisse mehr. Hanni widmete sich, überraschend beherrscht, ihren Schülerinnen, und Lore brachte von Müller eskortiert, den Schmuck zur Bank wo sie eigens zu diesem Zweck ein Safe mietete Später trat sie den ihr schon zur Gewohnheit gewordenen Gang in die Petersstraße an.

Auch die Nacht verlief ruhig. Hanni und Lore schliefen fest Dagegen blieb Bertas Bett unberührt. Sie hatte heimlich die Villa verlassen und kehrte erst gegen vier Uhr morgens zurück. Dann schlief auch sie. Nur Reimann wachte. Unentwegt wanderte er um die Villa und durch den Garten und pfiff leise vor sich hin.

12.

Am Freitag nachmittag erschien Herr Ryde zur üblichen Stunde, um seinen Fuß behandeln zu lassen. Natürlich interessierten ihn als unmittelbaren Nachbarn die Vorgänge der gestrigen Nacht. Er hatte die beiden Schüsse gehört und am Morgen über den Zaun einen der Wächter gesprochen. Nun mußte Hanni ihm ganz ausführlich Bericht erstatten.

Sie tat es, aber noch während sie die einzelnen Phasen schilderte, durchzuckte sie ein Gedanke. Warum, zum Kuckuck, war sie bisher noch nicht auf die Idee gekommen, den alten Herrn über den früheren Besitzer dieses Hauses auszufragen? Ob sie nachholte, was versäumt worden war? Ja, weshalb eigentlich nicht?

Ihr Versuch scheiterte aber, kaum daß sie ihn unternommen hatte, denn Ryde kannte den Vorgänger nicht. „Ich habe mein Haus erst selbst nach all den Geschichten erworben," plauderte er. „Als ich nebenan einzog, war Ihre Villa bereits polizeilich versiegelt." Im übrigen schien ihn aber das Thema wenig zu interessieren, denn er sprach bald von anderen Dingen. Vor allen Dingen bezeugte er für alles, was mit ihrem und ihrer Schwester früherem Leben zusammenhing, eine beinahe liebevolle Aufmerksamkeit. Und weil er so innig Anteil nahm an ihrem Geschick, empfand auch Hanni für den alten Herrn eine freundschaftliche Zuneigung, in die sich sogar Mitleid mischte, als er durchblicken ließ, daß ihm das Leben mehr bittere als heitere Stunden geschenkt hatte. Ueber nähere Umstände ließ er sich nicht aus und Hanni brang auch nicht in ihn. Eines Tages würde der alte Herr wahrscheinlich ganz von selbst sein Herz öffnen.

Aus der Motorjachtpartie wurde am Sonntag nichts. Es goß in Strömen. Dafür lud sich Knauer zu Hanni und Lore ein. Es gab Filet, von Hannis Hand bereitet, und er behauptete, noch nie zuvor in seinem Leben jemals so vorzüglich gegessen zu haben.

Seine Hoffnung, den Nachmittag in Hannis Gesellschaft verleben zu können, erfüllte sich jedoch nicht, weil Lore bald nach dem Essen zur Petersstraße aufbrach. Wohl oder übel mußte also auch er sich empfehlen, aber er ging nicht, ohne zuvor Hannis Hand hingebungsvoll geküßt zu haben.

Gegen fünf kamen auf einen Husch Else und Werner vorbei. Verliebter denn je, boten sie einen Anblick, der unbedingt zum Lächeln reizte. Er nannte sie nicht Else, sondern Mäuschen, und für ihn hatte sie das Wort Schatzi ausgesucht. Schatzi und Mäuschen blieben nur auf ein Täßchen Kaffee. Alle ihre Gespräche drehten sich um sie selbst, und vor allen Dingen war es die bevorstehende und immer näher rückende Hochzeit, die sie hundertprozentig beschäftigte.

Werner ließ sich einen Frack bauen. Else hatte der Schneiderin bereits den Stoff überliefert und sollte am Dienstag zur ersten Anprobe kommen. Frack, Kleid, Hochzeit — Hochzeit, Kleid, Frack. Ein anderes Thema gab es nicht. Hanni machte erst gar nicht den Versuch, von anderen Dingen zu sprechen. Sie sah, wie glücklich diese beiden Menschen waren und freute sich mit ihnen.

Zwischen fünf und sechs Uhr stellte sich überraschender Besuch ein. Der Sanitätsrat, dem Hanni zwei Patienten verdankte! Er käme um einmal ganz im Vertrauen mit ihr zu sprechen, sagte er, und zwar handle es sich um ein schulentlassenes Mädchen, dem geholfen werden müsse. Der Vater sei ein Trinker, der kürzlich in eine Anstalt gebracht worden war, und die Mutter liege seit einer Woche im Krankenhaus. Die Fünfzehnjährige war sich also selbst überlassen.

(Fortsetzung folgt).



Auf der Via Imperiale in Rom

In ganz Italien fanden zum Jahrestag des „Marsches auf Rom" große Feierlichkeiten statt. Hier ein Bild von der feierlichen Uebergabe der Via Imperiale für den Verkehr. Mussolini bei der festlichen Einweihung. (Atlantic, Zander-K.)

„So sind die Männer, Brigitte"

Roman von Marianne Westerlind

27) Copyright by Prometheus-Verlag Dr. Eichacker, Gröbenzell bei München

Aber Paul hob die Hand, als wehre er Ueberredungsversuche ab. „Ein Traum zu schön, um wahr zu sein." Plötzlich spielte er Trümpfe aus, wurde ganz deutlich. „Merken Sie denn nicht, daß ich diese Frau irrsinnig liebe?"

„Ich ahnte es", versetzte Taitza leise, und ein scharfer, wacher, gespannter Ausdruck trat in seine Augen, dem ein Funken Vergnügen beigemischt war. „Nun . . . und —?"

„Kann ich einem Filmstar ein Leben in Colombo zumuten?"

Jetzt tippte Taitza vertraulich auf Pauls Unterarm. „Mein Lieber — es wird alles nicht so heiß gegessen wie gekocht."

„Was soll das heißen?"

„Nun, eine Filmdiva bleibt auch manchmal auf der Erde. Sie weiß reale Hintergründe zu schätzen. Und unter uns — mir persönlich könnte nichts Besseres passieren, als wenn sie wieder Lust zum Filmen verspürte. Erfahrungsgemäß erwacht diese Neigung sehr stark in einer bürgerlichen Ehe." Er machte eine kleine Kunstpause, hüstelte.. „Ich weiß — hm — allerdings nicht, wie Sie darüber denken."

„O", rief Paul mit schöner Entschiedenheit, „ich würde doch niemals einem Talent die Flügel beschneiden wollen."

„Sie hätten dann ja auch nicht nur eine schöne und kluge, sondern auch berühmte Frau."

Berüchtigt, dachte Paul.

Hier seufzten beide Herren bedeutungsvoll, als wollten sie zum Ausdruck bringen, wie weit der Weg noch sei zu diesem lockenden Ziel.

„Ich weiß ja gar nicht, wie Diana Della über mich denkt", sagte Paul beklommen.

„Mut! Ich werde sondieren. Ich bin Ihr Bundesgenosse."

Unglaubliche Frechheit, stellte Paul fest. Dann sagte er: „Man weiß doch noch viel zu wenig voneinander. Man müßte sich doch näher kennenlernen. Ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß Sie mich einmal in Deutschland besuchen werden oder — —" er zauderte, als verlange er Unglaubliches an Entgegenkommen — „vielleicht mich dahin begleiten . . . als meine Gäste . . .?"

„Ich will sehen, was sich tun läßt", versprach Taitza.

Mit Händedruck schieden sie voneinander.

Paul Diesterweg wusch sich aber, im Hotel angekommen, rasch die Hände.

*

Spät noch klopfte Taitza an Adrianes Zimmertür.

„Nun?" fragte sie gespannt und hastig.

Er ließ sich in einen Sessel plumpsen. „Doof, doover, am doofsten. Weißt du, solch Tropeneuropäer, der sich nicht mehr rantraut an weiße Frau von wegen der vielen dunklen Liebchen in dunkler Vergangenheit, für den du so ein höheres Wesen bist, eine Göttin über den Wolken — das ist grad der Richtige für uns. Mal wieder Dusel gehabt. Daß das ein nobles Aas ist, das hab ich gleich von Anfang an spitz gehabt." Er verfiel wieder in den hübschen Jargon, den er in Berlin und in den verschiedenen Strafanstalten mit besonderem Sprachtalent sofort aufgegriffen hatte.

„Der Kerl dürfte dich so hier nicht sehen", meinte Adriane. Und sie begann nervös zu rauchen.

„Er faselt schon von Abreise. Wir müssen also loslegen, wollen wir billig nach Deutschland kommen und zugleich ihm Moneten abluxen."

„Aber ist es nicht noch zu früh für Deutschland?"

„Er deckt uns. Und dann will er aufs Land, da begegnet uns kein Teckel." (Schutzmann.)

„Aber wenn wir nun doch verschütt gehen?"

„Tur mutte!" (Halt's Maul!) Wütend warf Taitza die Zigarette fort. „Ich will es so."

„Also gut", sagte sie ergeben, „was soll ich tun?

„Du machst morgen den Zauber mit dem Wagen, verstehst du?"

„Ja."

„Er wird einen neuen besorgen und wir verscheuern die alte Klamotte, natürlich hinter seinem Rücken. Laß mich das nur machen."

„Und dann?"

„Dann gondeln wir mit ihm los, in seiner neuen Karre — und mit Nummer sicher!"

Er grinste.

Sie lächelte.

Am nächsten Mittag klopfte es hastig an Pauls Zimmertür, fast im gleichen Augenblick stand Adriane vor ihm, atemlos grüßte sie; sie sah etwas „berangiert" aus.

„Denken Sie sich das Pech, lieber Freund (lieber Freund, schrieb sich Paul mit Behagen ins Gedächtnis), der Chef de reception empfahl mir die Straße La Turbie, man habe da auch einen herlichen Ausblick aufs Meer, ich sause also los. Wie es kam, weiß ich nicht, weiß nur, der Idiot, der mir entgegenkam, hat Schuld; kurzum: Kühler eingedrückt, Achse und Spurstange verbogen. Kotflügel abgerissen. Reizende Begebenheit."

„Ich bin glücklich, Sie mit heilen Knochen vor mir zu sehen, Madame", erwiderte Paul galant. „Lassen Sie Ihre Karre zum Teufel fahren. Viel schlimmer wäre es, Sie hätten eine Hautabschürfung."

Da tauchte auch schon Doktor Taitza auf, heißwangig und erregt.

„Beinahe wäre sie im Himmel gewesen, unsere schöne Freundin", rief er. „Sie hat noch mal Dusel gehabt."

„Ich würde das sehr bedauert haben", sprach Paul sanft, „wenn sie uns jetzt schon verlassen hätte." Und er sprach die Wahrheit.

„Heut ist ohnehin Freitag — jetzt mag ich den Wagen nicht mehr", sagte Adriane, immer noch atemlos, „ich bin abergläubisch."

„Ich besorge uns einen neuen", erwiderte Paul so gleichgültig, wie es ihm möglich war. Uns — das war nett, eine hübsche kleine Pointe. Er konnte sie immerhin schon wagen.

Während Taitza den Maybach weit unter Wert versilberte, flitzte Paul nach Nizza hinüber. Am Nachmittag war er wieder da. Er brachte einen Wagen mit, den Adriane „fabelhaft" nannte.

Fortsetzung folgt

Brigitte und der Mond

Zeitbild von Johanna Brandes

Brigitte, jung und jung verheiratet, war allein in den Zug gestiegen. Sie war ein bißchen traurig, denn sie hatten sich ohnehin so wenig. Tagsüber arbeitete sie auf einer Verwaltungsstelle der Wehrmacht, und wenn sie gegen Abend heimkam, traf sie Bernhard nur auf eine Stunde an; dann ging er in seinen Dienst, der seit einigen Wochen notwendig in die Nacht verlegt werden mußte. Und nun heute, am Sonntag, hatten sie auch aufeinander verzichten müssen. Bernhard mußte an einer Verhandlung in Berlin teilnehmen, und Brigitte hatte ihre Mutter besucht, die sie allein wußte seit den Tagen der Kriegsdrohung. Schade, daß sie nun ohne ihren Mann nach Hause fahren mußte, aber da half ja nun nichts. Sie hatte natürlich gepfiffen; Bernhard und Brigitte verständigten sich immer auf diese lustige Weise. Sie tat es vernehmlich, aber den Gegenpfiff hatte sie nicht gehört.

Kurz entschlossen reichte sie daher ihren Koffer durch das Fenster, reihte sich ein in die Menschentraube, die Einlaß begehrte in die schmale Abteiltür. Brigitte hatte ja nun keine Eile, aber sie pfiff doch noch dann und wann, denn da war ja ein Pfeifen auf dem Bahnsteig ..., abgerissen, einzelne Töne; nein, es war nicht das schöne Motiv, das Bernhard so unnachahmlich pfeifen konnte. Die Menschen sahen sich verwundert nach ihr um; es geschah jedoch ohne Temperament. Die Dunkelheit im Zuge und auf dem Bahnsteig, die unbeweglichen Umrisse der gegenüberliegenden Häuser, über denen der Mond stand, hielten es im Zaume.

Brigitte fand schnell ihren Platz, und bald war sie im Gespräch mit ihrem Gegenüber, zwei braven Männern mittleren Alters. Der eine erzählte vom sonntäglichen Einsatz einiger Betriebe um Kartoffelbuddeln, der andere hatte seinen Sohn in einer fernen Stadt besucht, wo er im Dienst des Vaterlandes stand: „Mutter macht sich sonst soviel Sorge" — fügte er leise hinzu. Das Gespräch über die großen Ereignisse der Zeit und der Dinge des Tages floß unaufhörlich, niemals jedoch wurde es drängend. Die Worte kamen ruhig und gedämpft von den Lippen; das blau-schwarze stumpfe Licht hielt die Beweglichkeit der Helle zurück.

Zuweilen glitten Brigittes Augen durch das Fenster. Die Landschaft, die der Zug durchfuhr, war verwandelt. Sie atmete unter einem Schleier, der in seiner transparenten Feinheit zerbrechlich schien. Der Mond hatte die festen Umrisse von Baum und Strauch, von Turm und Dach gelöst, im schimmernder Schicht lag er über dem Erdboden. Wie ein Traumbild glitt das weite Land vorüber, schwerelos, ohne Grenzen, schmerzlos. Schmerzlos, weil die harten Lichter fehlten, die sonst, wenn die Sonne gesunken ist, von menschlicher Technik und menschlicher Hand entzündet werden.

Die junge Frau war gebannt von der Unberührtheit des unirdisch-irdischen Lichtes. Es nahm alle Spannung aus dem Herzen, die wachsame Aufmerksamkeit, die der Tag verlangt hatte, verschwand, und ohne Unruhe dachte sie an ihren Mann, der vielleicht schon zu Hause war. Wohltätig spürte sie die sanfte, versöhnliche Gewalt der natürlichen Dunkelheit. Keine Laterne, keine Lampe gab dem Auge eine Richtlinie, nur der Mond breitete sein gleichmachendes Licht — so tröstlich, daß Brigitte wußte, sie würde, wenn es einmal nicht da wäre, keine Furcht haben vor nächtlicher Schwärze. Sie empfand plötzlich einen Hauch des Segens, den der ungestörte, einfache Wechsel von Tag und Nacht, von Helle und Dunkelsein verströmt.

Brigitte wandte sich zurück. Die Worte der beiden Männer tropften schwer in die Dämmerung des Abteils, Bewegungen suchten sich Raum. Die Reisenden, Mäntel und Koffer, bewegten sich wie dicke Schatten. Nichts hatte Farbe, nur der Rauch von Zigarren und Zigaretten war unverkennbar blau. Eine Station war erreicht. Die beiden Männer stiegen aus. Sie steckten Brigitte ihr große und harte Hand hin und drückten die ihre nach Männerart, in gutem Vertrauen, als wollten sie ihr noch einen Schutz angedeihen lassen — sie hörten ja, daß die junge Frau noch einen weiten Weg hatte vom Bahnhof aus. Straßenbahnen würden nicht mehr fahren, es war schon weit nach Mitternacht. Aber sie hatte keine Angst.

Der Zug hielt wieder, und nun war Brigitte auch angelangt. Aufmerksam sah sie den Bahnsteig entlang, suchte den Tunnel nach ihres Mannes Hut ab, der, wie sie glaubte, einzigartig flott geschwungen war, entdeckte ihn aber nicht; doch — war da nicht sein Pfiff, leise, weit voraus am Ausgang? Sie blieb stehen — nein, es war nichts. Aber, das wußte Brigitte, nun würde sie Bernhard bald sehen. Sie hörte ja so oft den geliebten Pfiff im Geiste; er tönte in ihrem Herzen, immer dann, wenn Bernhard auf dem Wege zu ihr war. Sie ahnte sein Kommen im voraus — jetzt aber, seltsam, er war nicht zu sehen, und die Melodie war doch da ...

Schwarz lag der Bahnhofsplatz. An den Haltestellen der Straßenbahnen wartete keine Menschen mehr, nur eine Taxe brauste vorüber. Brigitte konnte sehen, daß sie besetzt war; sie winkte trotzdem, bat den Fahrer, wenigstens vorn bei ihm sitzen zu dürfen, nannte die Straße am Rande der Stadt, wo sie wohnte. Der Fahrer nickte stumm, und fort ging's. Zweimal hielt der Wagen unterwegs, zwei Damen und ein Herr stiegen aus. Dann war Brigitte am Ziel. Hinter ihr schlug die Wagentür; sie blieb aber noch sitzen, nestelte in der Handtasche. „Gnädige Frau", klang es da wohlgelaunt und sehr vertraut, „komm, steig aus!"

Brigitte hüpfte heraus, strahlte erst ihren Bernhard und dann den Fahrer an. Der bekam sein Geld, Bernhard den Arm seiner Frau; und dann gingen die beiden ein paar Schritte, standen still und sahen wortlos auf die Wiese vor ihrem Hause, die der Mond verzaubert hatte. Dann erst gingen sie hinein, aber kein Lichtstreif verriet, daß das Haus nur nach außen hin dunkel war.

Die Bestellung

Von Zsolt Harsanyi

„Herr Ober, kommen Sie einmal her. Was gibt es heute?"

Der Kellner kam dienstfertig an den Tisch. Der Gast griff in seine Westentasche, zog ein Etui heraus, aus dem Etui eine Brille, die er auf den Tisch legte. Dann griff er nach seinem Taschentuch, nahm die Brille wieder auf und fing mit größter Sorgfalt an, die beiden Gläser zu polieren. Hierauf legte er die Brille wieder auf den Tisch und machte sich daran, das Taschentuch umständlich in die Tasche zurückzustecken, denn von den Enden durfte nur ein ganz bestimmter Teil herausschauen, nicht mehr und nicht weniger. Dann griff er wieder nach der Brille, um sie endgültig auf seine Nase zu setzen. Und während der Kellner ungeduldig, aber regungslos wartete, nahm der Gast die Speisekarte zur Hand.

„Also schauen wir einmal! Soll ich das Menü nehmen oder ein Einzelgericht? Ich glaube, ich nehme besser das Menü. Also was gibt es? Zuerst Kartoffelsuppe. Nein, Suppe nehme ich nicht. Kartoffelsuppe mag ich zwar gern, aber mittags esse ich nie Suppe. Was für eine Fleischspeise gibt es? Aha, Schweinsharree mit gedünstetem Kraut. Und jetzt hören Sie zu: Das Schweinskarree darf nicht zu fett sein, denn so große fettige Fleischstücke esse ich gern. Verstehen Sie? Etwas Fett darf schon dran sein, denn das ganz magere, trockene Fleisch mag ich erst recht nicht. Also es soll weder zu fett, noch zu mager sein. Und geben Sie recht acht darauf, daß das Fleisch richtig durchgebraten wird. Haben Sie mich richtig verstanden? Nun zum Kraut. Hm, könnte ich statt des Krautes ein anderes Gemüse haben? Gedünstetes Kraut habe ich nämlich nicht besonders gern. Was haben Sie sonst? Grüne Bohnen. Nein, dann bleibe ich lieber beim gedünsteten Kraut. Und Kartoffeln. Aber reichlich Kartoffeln dazu. Von den paar Kartoffeln wird Ihr Chef nicht ärmer werden. Haben Sie mich jetzt auch verstanden? Suppe esse ich keine, Schweinskarree weder zu fett noch zu mager. Halt, warten Sie noch! Statt der Suppe bringen Sie mir eine saure Gurke! Geht das? Vorgestern hat man mir auch statt der Suppe eine saure Gurke gegeben. Was gibt es als Nachtisch? Zwetschgenknödel. Aber passen Sie bitte auf, daß die Knödel nicht verkocht sind. Wenn sie zerkocht sind, dann sind sie nichts mehr wert. Ich will damit aber nicht sagen, daß Sie mir mit halbrohen Knödeln ankommen sollen, die Knödel müssen so sein, wie sie sein sollen: weder roh, noch zerkocht. Also jetzt haben wir uns endgültig verstanden, nicht wahr? Suppe nehme ich keine; statt der Suppe geben Sie mir eine saure Gurke. Halt, gehen Sie nicht weg! Gedünstetes und saure Gurke vertragen sich nicht! Hm, was machen wir jetzt? Wir könnten es auch so machen, daß Sie mir statt der Suppe die saure Gurke bringen, und statt Kraut vielleicht Bohnengemüse. Leider sind bei Ihnen die grünen Bohnen nie besonders gut. Lassen wir es lieber beim gedünsteten Kraut. Die saure Gurke fällt weg, und ich nehme doch die Kartoffelsuppe, aber bitte geben Sie recht acht auf den Rahm bei der Kartoffelsuppe. Bei Ihnen ist der Rahm immer sauer. Haben Sie jetzt alles verstanden? Werden Sie auch nichts vergessen? Besonders, was ich über das Schweinskarree gesagt habe? Gut. Jetzt gehen Sie und erklären Sie in der Küche alles ganz genau. Aber bitte schnell, ich habe es eilig."

Der Kellner geht zum Büfett und ruft: „Ein Menü!"

(Aus dem Ungarischen von Hans B. Wagenseil.)

Der letzte Freiwillige von 1813

Von Dr. Franz Lüdtke

Zu den Soldaten des Ostens gehört einer, der nie vergessen werden sollte: der aus Storchnest in Posen stammende friderizianische Freiwillige Leopold. Er trat mit fünfundzwanzig Jahren in die Armee des großen Preußenkönigs ein und nahm am Siebenjährigen Kriege teil, vom ersten bis zum letzten Jahre, und zwar ohne jede Verwundung. Der Friede kam, aber Leopold blieb aktiv; das Soldatentum hatte es ihm angetan. Auch nach dem Tode des Alten Fritz tat Leopold Dienst, zuletzt als Husarenunteroffizier. Auf manchem Kriegsschauplatz begegnen wir dem tapferen Kämpfer. Die preußischen Truppen wurden unter Friedrich Wilhelm II. an der Westfront eingesetzt im Französischen Revolutionskrieg, dann im Osten, in Polen, zwischen der zweiten und dritten Teilung. Mehrfach erlitt Leopold Verwundungen. Als er die Siebzig überschritten hatte, schied er aus dem aktiven Dienst aus und kam zu einer oberschlesischen Invalidenkompanie. In Rybnik endlich glaubte der nun über Achtzigjährige seine Lebenstage in Ruhe beschließen zu können

Da erließ König Friedrich Wilhelm III. seinen „Aufruf an mein Volk": das Schicksalsjahr 1813 war herangekommen.

Nun hält es den greisen Krieger nicht in seinem Invalidenhaus. Länger als ein halbes Jahrhundert ist er preußischer Soldat gewesen, und jetzt soll er feiern? Der Sturm der Begeisterung ergriff den Dreiundachtzigjährigen. Er meldet sich als Freiwilliger und zieht mit dem 5. Schlesischen Landwehr-Kavallerieregiment ins Feld. In zahlreichen Gefechten und Schlachten kämpft er, an der Katzbach, dann auf französischem Boden. In Reims muß er ins Lazarett, eine alte Wunde ist wieder aufgebrochen. Die Stadt wird überfallen, er gerät in Gefangenschaft, wird jedoch bald befreit und macht den Einzug in Paris mit. Das Eiserne Kreuz schmückt ihn. Der Kommandeur rühmt die Tapferkeit des Alten und stellt ihn den jungen Kameraden als Vorbild hin. Der König befördert ihn zum Leutnant am Invalidenhause zu Berlin.

Napoleon kehrt aus Elba zurück und greift erneut zu den Waffen. Der Endkampf um das Schicksal Europas beginnt. Wer aber meldet sich wiederum als Freiwilliger? — Der Leutnant Leopold, der nun mehr als 85 Jahre zählt! Neun Feldzüge hat er mitgemacht, er möchte auch jetzt nicht fehlen. Doch diesmal wird ihm sein Wunsch versagt; nur aus der Ferne kann er an dem Ringen und den Siegen seiner Preußen teilnehmen, doch wird der immer noch rüstige alte Herr — er war mehrfach verheiratet, und aus seiner ersten Ehe stammten, wie wir wissen, sechzehn Kinder — ohne Zweifel nach Napoleons Sturz dem Einzug der preußischen Truppen durch das Brandenburger Tor zugeschaut haben.

Daß er im Jahre 1815 noch rüstig war, geht aus einer Berliner Zeitung hervor. Zum Geburtstag König Friedrich Wilhelms III. waren in die Gardekaserne 160 Kriegsinvaliden von 1813-14 zu einem Festmahl eingeladen worden. Zahlreiche hohe Offiziere erschienen, unter ihnen der Generalfeldmarschall Graf von Kalckreuth und der Generalleutnant von Brauchitsch. Die Gesundheit des Königs und das Hoch auf ihn aber brachte keine der Exzellenzen aus, sondern der alte Soldat des Großen Preußenkönigs, der Freiwillige von 1813, Leutnant Leopold.

Hundert Jahre alt zu werden, hatte er sich vorgenommen. Ob er sie erreicht hat, ist nicht bekannt. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, Näheres über diesen Tapferen zu erfahren. Jener erwähnte Bericht aus der „Kgl. Privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" gipfelt in einem Dank für den greisen Kämpen: „Ehre, allgemeine Achtung und Liebe diesem braven Veteran!" Wir grüßen ihn über ein und ein viertel Jahrhundert hinweg — er sei unvergessen ....

Gruß an die Wächter

Hans Här

Verweht sind nun die abendlichen Reigen
der lichterreichen Werbung in den Straßen.
Auf dunklen Städten ruht ein schweres
Schweigen,
in dem wir tief den Ruf der Zeit erfassen.

Verhalten sprechen wir in diesen Stunden,
doch wie ein Aufruf wirkt der Sterne
Glänzen.
Wir grüßen jene, die uns eng verbunden,
die Kämpfer und die Wächter an den
Grenzen.

Der Hut im Schrank

Skizze von Walter Looschen

Ein volles Jahr lang kam sie tagräglich auf die große Bank im Herzen der blühenden Stadt. Eine stattliche Zahl von Herren bevölkerte die vielen Pulte. Aber sie fiel niemandem auf. Wortlos und mit einem verlegenen Lächeln tätigte sie ihre Einzahlungen, Einsatzgelder einer Klassenlotterie.

Eines Tages jedoch — der Frühling war gerade ins Land gezogen — fuhr auch in die Pedanterie dieser federkratzenden Gemeinde ein frischer Windstoß. Wie eine aufgehende Sonne, so war das Mädchen plötzlich in der kalten Halle erschienen, und ihre leuchtende Erscheinung strahlte bis in die dunkelsten Ekken. Alle Blicke flogen zum Schalter. Nur einer ließ sich nicht erwärmen, Folkert Lübben, der steife Ostfriese, der einher lief, als trüge er ständig eine Maske vorgebunden. In seinen Augen war plötzlich eine Starre aufgekommen, so daß er sein Amt als Annahmebeamter fast darüber vergaß. Er, der Glückliche, der ihr am nächsten war, rückte sichtbar von ihr ab.

Niemand bemerkte seine Veränderung, währenddes am Schalter die Männer sich drängten, um mit dem hübschen Mädchen zu scherzen und zu lachen. War es der Frühling, der alle bezauberte? Nur Folkert Lübben wußte eine Antwort drauf, der Sonderling, der im Gesicht zu lesen verstand und dem schon das winzigste Grübchen einen ganzen Charakter offenbarte. Heute aber stieß diese seine große Gabe auf ein schier unüberwindliches Hindernis: ein großer, neuer Hut verdeckte alle Züge dieses Mädchens. Und er wirkte so trügerisch, das er ein liebgewonnenes Bild in das genaue Gegenteil verkehrte. Gleich einer Maske, die alles verdeckte. Auch Folkert trug ja eine vorgebunden. Doch da war ein Unterschied: Der Mann bediente sich der Maske, um seine Seele zu verbergen. Der Hut des Mädchens aber sollte der Gefallsucht dienen.

Folkert Lübben sah, daß dieser überaus hübsche weiße Filzhut mit dem geradezu rhythmischen Rand und der zierlichen schwarzen Schleif die Augen verschleierte, dieses Tor der Seele. Wenn der Hut hätte sprechen können, es wäre ein einzigartiges Gedicht gewesen, herrlich in der Sprache und gemütbewegend in den Worten. Aber keiner erkannte diese Ausdrucksmöglichkeit, am wenigsten Folkert Lübben, der eben nur im Gesicht zu lesen verstand.

Am nächsten Tage jedoch geschah ein neues Wunder. Als sie wiederkam, war das brünette Haar, das in dichten Wellen bis über die zierlichen Ohrmuscheln hinunterquoll, von keinem Hut geziert. Folkert Lübben wollte seinen Augen nicht trauen, wie sie da so plötzlich vor ihm stand und ihn anlachte, aber freier als sonst. Er war so überrascht, daß er die leuchtenden Augen nicht gewahr wurde, die doch gerade heute eine solch deutliche Sprache redeten. Nur mühsam stammelte er einige unzusammenhängende Worte und wunderte sich nicht einmal, daß keiner an den Schalter trat, um wie gestern zu scherzen und zu lachen. Ein eisiger Wind schien wieder durch den kahlen Raum zu gehen, während es aber um sein Herz immer wärmer wurde, je länger seine fragenden Augen all ihren Bewegungen folgten. Und dann, kurz bevor sie die Halle verließ, tat er die erste schüchterne Frage.

Der Frühling aber zog weiter ins Land. Die letzte Kammer des menschlichen Herzens sprengte er auf. Und eines Tages, das Korn stand in goldiger Fülle schnittbereit, da war die Reife auch bis in Folkert Lübbens Herz vorgedrungen. Die Liebe zog in die junger Herzen ein. Am Meer war es, an dem schönsten und höchsten Punkt der Steilküste, wo er Erika den ersten Kuß gab, die Unendlichkeit vor sich, dem Göttlichen um einige Meter näher als die anderen Sterblichen da unten im weißen Sand des Badestrandes. Und während er sein heißes Gesicht in der Fülle ihres geliebten Haares barg, tat er auch die erste Frage nach dem Hut. Dieser Hut, den er nie wieder zu Gesicht bekommen und der ihn verfolgt hatte, all die langen Monde hindurch.

Da lachte sie ihn an, mit ihren hübschen grauen Augen, in denen eine ganze Welt zu lesen stand. Dann aber wurde sie plötzlich ernst, wie wenn sie sich der Schwere dieses Augenblicks bewußt wurde. Der Hut . . . ach so ja. Ob er ihm nicht gefiele? Und der Schelm trat in ihre Augen.

Folkert wurde verlegen. Die Lüge widerstrebte seinem Charakter, und die Wahrheit erschien ihm in diesem Augenblick boshaft. Er wußte auch selbst nicht, was ihm an dem Hut mißfallen hatte. Da half sie ihm. Mit jener Lieblichkeit in Ton und Bewegung, die ihn von Anfang an in ihren Bann gezogen hatte.

„Ich wollte dich gewinnen, Folkert. Ja — schau nur! Und der Hut war nichts weiter als eine List. Ich mußte dich eifersüchtig machen. Und das war eben nicht anders möglich, als daß ich versuchte, den anderen zu gefallen."

„Aber ich war doch gar nicht eifersüchtig", wehrte er sich.

„Gar nicht ein bißchen böse?"

„Na ja, wenn du es wissen willst. Weil . . weil er mir deine Seele verbarg . . ."

„Und mir deine offenbarte, du Dummer du! Ich wollte auch anderen gefallen. Für dich! Als ich dann sah, wie du dich abwandtest, da schlug mein Herz plötzlich ganz laut, weil ich wußte, keine Aeußerlichkeit könnte dich gewinnen . . ."

„Deine Seele, du!" vollendete er.

Die heilige Hand wurde versteigert

Auf einer Versteigerung in Holland wurde in diesen Tagen ein Handschuh feilgeboten, der mit 90 000 Gulden wohl den höchsten Preis erzielte, den man je für einen einzelnen Handschuh bezahlte. Der Käufer war ein Juwelenhändler, der schon wußte, was er tat. Es handelte sich um den Handschuh eines indischen Maharadschas, Rao Bahadur, der als Kind ein Gelübde ablegte, die linke Hand als Gebetshand zu benutzen und nur mit der rechten Hand alle täglichen Arbeiten zu verrichten. Die linke Hand steckte er also in ein Etui, das außen mit den schönsten Juwelen besetzt wurde, die Rao Bahadur auftreiben konnte. Später kam es zu Auseinandersetzungen mit der Regierung. Er mußte gewisse Zahlungen leisten, die sein Vermögen überstiegen. Er entschloß sich also, den Handschuh mit den Juwelen zu verpfänden. Er fand aber später keine Möglichkeit, ihn wieder einzulösen.

Brühl und Umgebung

Brühl, 1. November 1939.

Wichtig für zu Musternde.

= Die Ortspolizeibehörde (Wehrbüro) macht darauf aufmerksam, daß alle zur Musterung Befohlenen der Jahrgänge 1911 und 1912 am **Donnerstag, 2. November** und **Freitag, 3. November** zur Musterung in **Hermülheim** ihre **Arbeitsbücher mitzubringen haben.**

Auszahlung von Quartiergeldern.

= Die Auszahlung von Quartiergeldern erfolgt bei der Stadtkasse in Brühl vom 6. November ab täglich zwischen 16 und 17 Uhr außer Mittwochs und Samstags. In Frage kommen also die Volksgenossen, die eine Mitteilung seitens der Polizeiverwaltung bekommen haben. Auch wenn auf dieser Mitteilung ein früherer Termin bereits angegeben ist, kann das Geld wegen dringender Arbeiten der Kasse erst vom 6. November ab geholt werden.

Die Kameradschaft Brühl im NS-Reichskriegerbund (Kyffhäuser)

hatte für Sonntag zu einem großen **Preisschießen** eingeladen. In zwei Abteilungen, für die Gruppe Nord bei Nesfgen und für die Gruppe-Süd bei Keuenhoff, wurde geschossen. Die Beteiligung war sehr gut und erfreulicherweise waren auch viele „Zivilisten" vertreten. So war auch das geldliche Ergebnis recht zufriedenstellend. Und mit dem Gelde wird die Kameradschaft nun manche guten und angenehmen Dinge kaufen, die man den im Heere stehenden Kameraden schicken wird.

„Singendes Italien"

= Am kommenden Sonntag, dem 5. November, wird die NS-Gemeinschaft **Kraft durch Freude** im Belvedere eine große **musikalische Veranstaltung** bieten. „Singendes Italien" heißt sie, die bisher in Köln, Bonn und vielen anderen Städten des Westens und des ganzen Reiches schon überaus großen Beifall und Anklang gefunden hat. Namhafte italienische Künstler werden Perlen italienischer Musik bieten.

Fahrräder am Straßenrand ...

= Bei der **Brühler Polizei** wurde in zwei Fällen Anzeige erstattet, weil man Fahrräder gestohlen hatte. Auf der Römerstraße fand ein Bewohner ein herrenloses Fahrrad, das dort fast den ganzen Tag vor dem Garten stand. Wahrscheinlich ist dies Rad auch irgendwo gestohlen und dann dort abgestellt worden. Es wurde bei der Polizei abgeliefert.

Polizeistunde und „Zapfen".

= Vielfach besteht in der Stadt Unklarheit über das Verhältnis zwischen Polizeistunde und Zapfenstreich der bei uns einquartierten Soldaten. Unabhängig vom „Zapfen" ist die Polizeistunde um 1 Uhr nachts wie bisher immer. Wer sie überschreitet, wird bestraft. Die Polizeibeamten sind angewiesen, genau auf die Innehaltung der Polizeistunde zu achten und jede Uebertretung ohne Rücksicht anzuzeigen.

Die Arbeit geht weiter

Rege Bautätigkeit in Brühl.

= Nach einer sehr kurzen Stockung geht die Bautätigkeit in unserem Stadtbezirk rege weiter. An mehreren Stellen in der Stadt sind verschiedene Wohnhausneubauten, die vor einiger Zeit begonnen wurden, fertig gestellt worden. So konnte z. B. ein großes Mehrfamilienhaus an der neuen Hermann-Göringstraße an der Haltestelle Brühl-Nord jetzt bezogen werden, Damit ist der Anfang gemacht der Bebauung dieser durch das Preußische Forstamt angelegten neuen Straße, gleichzeitig auch der Beginn der Aufschließung dieses neuen Baugeländes, das sich zwischen Vorgebirgsbahn, Kaiserstraße und Kentenichstraße erstreckt. Bemerkenswert ist ferner die Bautätigkeit an verschiedenen Geschäftshäusern. So geht der große Neubau eines Geschäftshauses an der Kölnstraße, das eine Baulücke, in der früher ein altes Fachwerkhaus stand, seiner Fertigstellung entgegen. Auch an dem Eckhaus am Adolf-Hitler-Platz, dem bekannten Fachwerkhaus mit dem schönen Giebel (Moons), das unter Denkmalschutz steht, werden Umbauten vorgenommen. Diese ändern allerdings nicht wesentlich das Bild des Hauses zur Straßenseite, sondern nur im Inneren. Die Aenderungen der unteren Außenfront fallen nicht auf. Auch der Neubau der Erweiterung der Brühler Oberschule macht jetzt sehr gute Fortschritte.

Die Schloßverwaltung endlich läßt die vor kurzem begonnenen Erneuerungsarbeiten am nördlichen Flügel des Schloßanbaus weiterführen. Auch hier schaffen rastlos die Steinmetzen und Maurer, um diesen Anbau genau so wiederherzustellen, wie der gegenüberliegende Flügel instand gesetzt ist.

Die katholische Pfarrkirche

wurde wegen Ueberholungsarbeiten seit einigen Monaten zu Gottesdiensten nicht benutzt. Seit Sonntag ist sie wieder in täglicher Benutzung, da nur noch kleinere Arbeiten zu erledigen sind. Früher machte die Kirche, die seit langen Jahren keinen neuen Anstrich mehr bekommen hatte, einen trüben und dunklen Eindruck, der so gar nicht zu dem freundlichen, strahlenden Eindruck paßte, den die herrliche Klosterkirche machte. Nach dem Anstrich aber ist die Pfarrkirche, zur Freude aller Pfarrangehörigen, freundlich und hell, würdig dem Zwecke, dem sie dient.

Kreisbauernschaft Köln-Land

Schlepperkurse.

= Um den herrschenden Mangel an ausgebildeten Schlepperführern auszugleichen, führt auch die Kreisbauernschaft Köln-Land solche Schlepperführer-Kurzlehrgänge durch. Diese Lehrgänge werden gesondert nach Diesel- und Bulldoggeschleppern durchgeführt. Die Lehrgänge dauern je drei Tage und endigen am dritten Tage um 14 Uhr. Es wird dann eine Bescheinigung gegeben über den mit Erfolgsprüfung abgeschlossenen Lehrgang. Zur Teilnahme sind alle Personen berechtigt, die 14 Jahre alt und in einem rein landwirtschaftlichen Betriebe tätig sind. Auch Frauen und Mädchen sind zur Teilnahme berechtigt. Die Gebühr beträgt fünf Mark, die vor Beginn des Kursus bezahlt werden müssen. Die gleichzeitige Prüfung für den Führerschein der Klasse vier kostet 1,50 Mark. Für jugendliche Teilnehmer muß der Vater oder der gesetzliche Vertreter seine Genehmigung erteilen. Ort und Zeit der Lehrgänge werden erst dann festgesetzt, wenn die genügend große Zahl von Teilnehmern gemeldet ist. Daher melde man sich umgehend bei der Kreisbauernschaft Köln-Land in Köln, Altenbergerstraße 12.

November

Wo am Bach bei den Weiden die Nebel brauen,
Dort sitzen die blassen Nebelfrauen
Und spinnen mit kühlem Angesicht
Am Sargtuch der Erde so grau und dicht.

In des höchsten Wipfels braungoldenem Glanz,
Ums Haupt einen Ahornblätterkranz,
Der Sommertod lachend die Fiedel streicht,
Indes der Nachtfrost die Gärten durchschleicht.

Doch Reif und Novembers fahl sterbendes Licht
Und raschelnde Blätter, sie schrecken nicht,
Wem im Sturm, der die Wälder brausend durchzieht,
Noch leis rauscht im Herzblut — ein Rosenlied!

Marlene Maxen.

Wann darf ausnahmsweise Urlaub gewährt werden?

VA. Entsprechend der Kriegswirtschafts-Verordnung sind vorläufig auch die sonst geltenden Bestimmungen über den Urlaub außer Kraft gesetzt worden. Aus gegebener Veranlassung hat der Reichsarbeitsminister in einem Erlaß zu der Urlaubsfrage Stellung genommen. Urlaub kann danach nur in dringenden Ausnahmefällen gewährt werden; desgleichen die Urlaubsabgeltung.

Die Gewährung von Urlaub bezw. eine Abfindung in bar ist möglich, wenn wegen der derzeitigen Verhältnisse die Gefolgschaft nicht mehr weiter oder nicht voll beschäftigt werden kann.

In Einzelfällen kann Urlaub gewährt werden, wenn dieser zur Wiederherstellung der Gesundheit eines Gefolgschaftsmitgliedes dient und auch dann, wenn der Urlaub zwecks Vermeidung gesundheitlicher Schädigung erforderlich ist. Kurzer Urlaub kann den Gefolgschaftsmitgliedern bei Todesfällen in der engeren Familie, bei Niederkunft der Ehefrau, bei Eheschließungen und sonstigen dringenden Anlässen gewährt werden. Die Beurlaubung einer Gruppe von Gefolgschaftsmitgliedern als Folge einer Betriebseinschränkung oder Betriebsstilllegung ist nur mit Zustimmung des **Reichstreuhänders der Arbeit zulässig.**

In Gottes Hand

Mit beiden Füßen fest im Leben stehn
und dennoch stündlich auf den Tod gefaßt;
es ist nun einmal unser Erdengehn
ein Stückchen Freude und ein gut Stück Last.

Wir kommen aus dem dunklen Niemandsland,
verweilen hier die kurze Spanne Zeit
und sind ein Samenkorn in Gottes Hand.

Es flieht der Tag, den uns die Weltuhr schenkt;
wir werden tief zur Erde eingesenkt,
der Wind streicht drüber, bunte Blumen blühn
um unser heißes Sehnen und Bemühn.

Ernst Kurt Exner.

Einige Winke für die Behandlung des Auto nach der Außerbetriebsetzung.

Es empfiehlt sich bei Außerdienststellung des Autos, dasselbe erst einmal gründlich zu waschen, von allem Schmutz zu säubern und das Fahrgestell einzunebeln. Lackierung oder Kunstlederbezug wird noch einmal gut behandelt mit den bisherigen gebrauchten Mitteln. Alle blanken Metallteile werden durch Einreiben mit Vaseline usw. vor Rost geschützt. Es ist ratsam, das Verdeck aufgespannt zu lassen, damit es nicht stockt, was leicht vorkommen kann, wenn das Verdeck für längere Zeit zusammengelegt bleibt. Das Kühlwasser wird am besten vollkommen abgelassen. Sämtliche Hähne werden dazu geöffnet. Bei Wiederinbetriebstellung aber daran denken, daß das Kühlwasser abgelassen ist. Am besten macht man sich darüber einen Vermerk. Ebenso läßt man das im Tank noch vorhandene Benzin ab. Oel verbleibt im Motor. Wenn man die Batterie nicht überhaupt zur Pflege einem Fachmann übergibt, soll man sie alle 4—5 Wochen herausnehmen und aufladen lassen. Im anderen Falle wird die Batterie in wenigen Monaten restlos zerstört sein. Das Auto bockt man dann hoch. Für die Reifen ist dies unbedingt notwendig, wenn sie auf Beton stehen. Man kann sie evt. auch auf Bretter stellen. Die Fenster des Wagens läßt man halbgeöffnet. Zum Schluß überdeckt man den ganzen Wagen mit einem Tuch, oder wenn es nicht anders geht mit aneinandergeklebtem Papier. Wenn diese Vorschläge durchgeführt werden, wird man bei Wiederinbetriebnahme des Fahrzeuges keinerlei Schwierigkeiten damit haben.

Deutsche Arzneimittel in aller Welt

VA. Vor kurzem konnte man aus Brasilien hören, daß die Bevölkerung die Apotheken geradezu gestürmt habe. Man glaubte, daß infolge des Kriegsausbruches deutsche Arzneimittel nicht mehr hereinkämen. Aus Kopenhagen sind in der ersten Kriegswoche große Lastwagen nach Leverkusen gekommen, um dort wichtige Arzneimittel abzuholen. Die Apotheken wollten in Kopenhagen vorsorgen. Mit großer Freude hat an diesem wahrhaft bemerkenswerten Arzneimitteltransport die dänische Bevölkerung Anteil genommen. In den Zeitungen wurde darüber berichtet und die deutschen Arzneimittel gebührend gelobt. Diese und noch eine Reihe anderer Beispiele sprechen sehr eindringlich für die **Weltgeltung deutscher Arzneimittel.**

Seit es Menschen gibt, gibt es Heilmittel. Die Art ihrer Zusammensetzung und die Methode ihrer Verwendung beruhte jahrtausendelang nur auf der Erfahrung. Aber weder Apotheker noch Aerzte und erst recht nicht die Patienten wußten eigentlich, warum und wieso die verschiedenen pflanzlichen, tierischen und mineralischen Heilmittel wirksam seien. Erst die Wissenschaft der Chemie versuchte die Wirkung der Drogen und Medizinen zu ergründen. Sie kam allmählich dahinter, daß es eigentlich nur bestimmte Bestandteile derselben wären, die für die Wirkung verantwortlich zu machen seien. Die chemische Industrie trat der Wissenschaft zur Seite und sicherte durch den Aufbau großartiger Forschungsinstitute und moderner Laboratorien die wissenschaftliche Forschungsarbeit.



Die **Zusammenfassung der wissenschaftlichen Forschung und der industriellen Fabrikation** vollzog sich in Deutschland gründlicher und schneller als in anderen großen Industrieländern, als in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Diese Länder haben das im Weltkrieg zu ihrem Leidwesen erfahren. Sie waren sehr bestürzt über die Errungenschaften der deutschen Heilmittelindustrie und versuchten vor allem nach Kriegsende, nachzuholen, was nachzuholen war.

Allein vor nicht langer Zeit fand die deutsche Vorrangstellung in der Arzneimittelerzeugung wiederum eine beachtliche Bestätigung von einer offiziellen britischen Stelle. Der „Medizinische Forschungsrat" in London stellte in seinem Jahresbericht von 1938 unter besonderer Berücksichtigung der Chemotherapie fest, daß die Entdeckung und Herstellung der wertvollen Arzneimittel nahezu ausschließlich ein Monopol der deutschen chemischen Wissenschaft und Industrie sei. **Die Engländer sehen genau so wie während des Weltkrieges auch heute den richtigen Zusammenhang zwischen der überlegenen und fortschrittlichen deutschen wissenschaftlichen Gründlichkeit und der industriellen Schöpfung. Ihre Rückständigkeit in wissenschaftlichen Dingen versuchen sie durch Wirtschaftskrieg und Raub der Patente zu ersetzen.**

Die Ueberlegenheit und Weltgeltung der deutschen Heilmittel — der Name Bayer ist in der ganzen Welt ein Symbol für den Fortschritt auf dem Heilmittelgebiet — äußert sich in wirtschaftlichen Tatsachen. Unsere deutsche pharmazeutische Industrie konnte ihren **Absatz auf dem Auslandsmarkt** in den letzten Jahren ständig steigern. 70 vH ihrer Erzeugung gehen ins Ausland. Im Jahre 1913 betrug die deutsche Ausfuhr an Arzneimitteln 69,7 und 1937 139,8 Mill. Mark. Es ist klar, daß dieses wirtschaftliche Ergebnis von dem moralischen überstrahlt wird. **Ohne die Entdeckungen und Erfindungen der deutschen Mediziner, Apotheker und Chemiker stände es um die Gesundheit in der ganzen Welt nicht so gut wie heute.** Zum Beweis dieser Behauptung kann man hinweisen auf die erfolgreiche Bekämpfung schwerer Infektionskrankheiten durch chemotherapeutische Heilmittel, auf die großartigen Ergebnisse der Hormon- und Vitaminforschungen, auf die Erfolge der neuzeitlichen Serum- und Impfstoffbehandlung, der Narkose, Zahnheilkunde usw. Immer werden in diesem Zusammenhang weltbekannte deutsche Arzneimittel zu erwähnen sein. Vor allem aber wäre an die **Siege** zu erinnern, die moderne **deutsche Heilmittel über die furchtbaren Krankheiten der Tropen** errungen haben. Es ist im Interesse der in tropischen Gegenden lebenden Menschen zu hoffen, daß auch während des Krieges Wege gefunden werden, die deutschen Heilmittel dorthin zu bringen.

Es ist übrigens für uns Deutsche von schicksalhafter Bedeutung, daß die Erzeugung künstlicher Heilmittel zum allergrößten Teil aus heimischen Rohstoffen erfolgt, so daß die englische Blockade uns auch auf diesem Gebiete nicht treffen kann.

H. Sch—r.

Auf der Jagd nach Silberpapier.

Der 70jährige Oberpostsekretär Gottfried Moench in Worpswede hat in mehrjähriger emsiger Arbeit eine Sammlung von Silberpapier zusammengebracht, die ihresgleichen sucht. Insgesamt hat er 50 000 Bogen gesammelt, die er zu sauberen Bündeln zusammengeschnürt hat. Als seinerzeit der Aufruf zur Altmaterialsammlung erging, machte sich Moench sofort an die Arbeit. Alle Wege und Straßen und alle Papierkörbe suchte er nach leeren Zigarettenschachteln ab. Das Silberpapier reinigte er, glättete die blanken Bogen und ließ sich auch von Regen, Schnee und Sturm nicht von seiner Tätigkeit abhalten. So wurde er bald überall bekannt und Schulkinder und Erwachsene brachten ihm Silberpapier. Als er vor zwei Jahren zu einem Besuch in Berlin weilte und von dort einmal nach Erkner fuhr, stieg er an jeder Haltestelle aus, um Bahnsteige und Papierkörbe nach Silberpapier abzusuchen. Von Berlin fuhr er in seine ostpreußische Heimat weiter und suchte auch hier in den Dörfern auf tagelangen Streifen nach Silberpapier. Sogar aus Neuyork bekommt Vater Moench Silberpapiersendungen, und auch auf dem Schnelldampfer „Bremer" wird für ihn gesammelt. Die tadellos verschnürten Bündel seines Silberpapiers enthalten jedesmal einige hundert Bogen.

Ein Freund in der Not ...

Einen Freund bekommen ist eine leichte Sache. Aber Freunde in der Not, gehen tausend auf ein Lot! Wer also einen guten Freund hat, dem er manche Hilfe und viel treue Dienste verdankt, wird ihn stets mit Freuden in sein Haus aufnehmen. Ein solcher Helfer in jeder Lage

ist Deine Heimatzeitung.

John Bulls gebeuchelte Rohstoffkäufe

VA. Die Hoffnung der Engländer, mit Hilfe der gegen Deutschland verhängten Blockade unseren Außenhandel in kürzester Frist zu erledigen und die bisherigen deutschen Lieferungen selbst übernehmen zu können, hat sich nicht nur nicht erfüllt, sondern sie ist durch die hohe Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie, die ebenso den Erfordernissen der Kriegswirtschaft nachkommt, wie auch ihren Export in weitgehendem Maße aufrechterhalten oder sogar noch ausweiten konnte, in ihr Gegenteil verkehrt worden. **Nicht der deutsche Außenhandel ist in erschreckendem Maße zurückgegangen, sondern der englische,** und das mußte sich nicht für uns, sondern für England katastrophal auswirken. Der britische Minister für den Ueberseehandel treibt nunmehr seine Exporteure an, unter allen Umständen zu irgendwelchen Abschlüssen mit dem Auslande zu kommen.

Wir wissen längst, daß, wenn die eigenen Devisen nicht ausreichen, um die zur Aufrechterhaltung der Industrie und besonders der Rüstungsindustrie notwendigen Rohstoffe beschaffen zu können, lediglich noch der Export helfen kann. Nicht umsonst hat Deutschland das System des Verrechnungsverkehrs, d. h. des Warenaustauschverkehrs, ersonnen und in der Praxis mit bestem Erfolg erprobt; denn da England uns in Versailles bis aufs Hemd ausgeplündert hatte, blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Rohstoffbezüge mit unserer Fertigwarenausfuhr zu bezahlen. Und das gleiche möchte England nun auch probieren. Allerdings ist England von niemand ausgeplündert worden, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß es heute keinesfalls reicher ist als wir. Die Betonung der unbedingten Notwendigkeit einer Aufrechterhaltung oder sogar Erweiterung der englischen Ausfuhr beweist das aufs beste.

England hat, wie zahlreiche Meldungen aus allen Ecken seines Weltreiches besagen, angeblich riesige Rohstoffkäufe getätigt. Wie sieht es mit diesen Meldungen und Nachrichten, die auf uns doch offenbar Eindruck machen sollen, eigentlich aus? Hat England die angegebenen Rohstoffmengen tatsächlich gekauft? Versteht man in allen bekannt gewordenen Fällen unter dem Wort „Käufen" die Lieferung und die Bezahlung der betreffenden Waren, so muß unsere Frage mit einem glatten Nein beantwortet werden, denn in Wirklichkeit hat England bisher weder canadischen Weizen, noch australische Wolle, die es angeblich „gekauft" hat, geliefert erhalten, geschweige denn bezahlt. Man wird das in London vielleicht als unwichtig auszulegen wissen. Wir aber sind fest davon überzeugt, daß dem canadischen Weizenbauer ebenso wie dem australischen oder südafrikanischen Schafzüchter erst dann gedient ist, wenn sie ihre Produkte auf Heller und Pfennig bezahlt erhalten haben, und hier liegt **Englands schwacher Punkt: Es kann wohl „kaufen", aber es kann das „Gekaufte" nicht bezahlen.**

Erst ein verstärkter Export soll die Devisen schaffen, mit denen die bisher in den Dominions nur festgelegten, sozusagen unter Verschluß gelegten Rohstoffe eingelöst werden können. Nun, wie weit der Weg ist, den sich England hier vorgenommen hat, kann niemand besser ermessen als wir; denn wir haben tatsächlich unseren Außenhandel schon einmal von Grund auf neu organisiert, haben das von England bis jetzt bekämpfte System des Warenaustausches in mühseliger Kleinarbeit organisiert und wissen, wie viel Zeit und wie viel guter Wille dazu gehörten, um das System überhaupt zu einer wirklich erfolgversprechenden Grundlage unseres Außenhandels zu machen. So können wir auch ermessen, welche Erfolge England auf diesem beschwerlichen Weg **während dieses Krieges** erzielen kann.

Es wird der Tag kommen, an dem die Einwohner der britischen Domnions erkennen, wie schmählich man sie täuschte, als man großzügig auf ihren Märkten erschien und ganze Jahresernten „aufkaufte". Dann wird man auch einsehen, daß diese Scheinkäufe nur deshalb erfolgten, damit das böse Deutschland, das seine bisherigen Bezüge immer prompt beglich, vom Handel mit diesen Gebieten ferngehalten würde, um eher in die Knie gezwungen werden zu können, zum Schaden allerdings für die Dominions selbst, die in Deutschland einen sehr guten Handelspartner verloren und nun auf ihren Erzeugnissen sitzen bleiben, auf ihren Erzeugnissen unter britischem Verschluß.

Das perfide Albion

„England verletzt das Völkerrecht, wo es von den anderen Völkern allgemein anerkannt wird. England sieht jeden Untertan des feindlichen Landes als Feind an und erklärt demgemäß nicht nur die Mannschaften der Kriegsschiffe, sondern auch der Handels- und Kauffahrteischiffe, die Handelsagenten und Kaufleute als Kriegsgefangene. England erstreckt seine Eroberungsrechte, die nur auf Staatseigentum anwendbar sind, auf Schiffe, die Waren und den Besitz von Privateigentümern."

Napoleon I. am 21. 11. 1806.

*

„England verletzt alle Rechte anderer und läßt sich stets von seinem Eigennutz und der Rücksicht auf seinen Vorteil leiten. Ich will mich mit Ihnen vereinigen, um den Ungerechtigkeiten dieser englischen Regierung ein Ende zu machen."

Kaiser Paul von Rußland an Napoleon I.

*

„Von London aus wurde bei unseren maßgebenden Kreisen der Gedanke vertreten, daß die Uebergabe von Paris nicht durch Geschütze, sondern nur durch Hunger herbeigeführt werden dürfe. Ob der letztere Weg der menschlichere war, darüber kann man streiten, auch darüber, ob die Greuel der Kommune zum Ausbruch gekommen sein würden, wenn nicht die Hungerzeit das Freiwerden der anarchistischen Wildheit vorbereitet hätte. Es mag dahingestellt bleiben, ob bei der englischen Einwirkung zugunsten der Humanität des Aushungerns nur Empfindlichkeit und nicht auch politische Berechnung im Spiele war."

Bismarck

in seinen „Gedanken und Erinnerungen".

*

„Es war England vorbehalten, das böse Beispiel zu geben, unter Mißachtung allen Völkerrechts und auf Grund für überwunden gehaltener mittelalterlicher Gebräuche das Privateigentum anzutasten. Wird London künftig als ein sicherer Aufbewahrungsort ausländischen Privateigentums zu betrachten sein?"

Aus dem Geschäftsbericht der Deutschen Bank für das Jahr 1916.

*

„Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt wird, so gibt es keinen Engländer in der Welt, der nicht entsprechend reicher würde."

„Saturday Review" im Herbst 1907.

*

„Um die Produktion und den Absatz seiner Waren zu fördern, wandte England alles an — großartige Erfindungen und kleinliche Listen, staunenswerte Heldentaten und Ausbrüche brutaler Gewalt, Bündnisse mit der Despotie, wie mit der Revolution, Kanonenkugeln und Ideen, Brander und Bibeln, Opium und Missionäre, Aufstachelung der Nationalitäten, und dann Unterdrückung — je nach Bedarf hat England bald die eine, bald die andere Seite hervorgekehrt."

von Peez,

Handelspolitische Flugblätter vom März 1864.

*

„Dies ist die Wahrheit: Deutschland ist allen voran in seiner Handhabung und in seinen Kenntnissen der Naturwissenschaften, besonders in der Chemie und der Metallurgie, auch in Farbstoffen und Drogen. Und der Grund? Einfach unsere Abscheu vor Wissen und unsere Denkfaulheit."

„The Statist" vom 25. März 1916.

Lagern Ihre Kartoffeln richtig?

Es ist ein alter Brauch, im Herbst einen ausreichenden Wintervorrat an Kartoffeln in den Keller zu bringen. Wozu auch sollte die Hausfrau alle paar Tage bei Schnee und Kälte ihren augenblicklichen Bedarf decken, wenn sie es so bequemer haben kann? Sie weiß genau, sofern sie schon genügend Erfahrung besitzt, daß unsere späten Kartoffelsorten von guter Haltbarkeit sind. Ihnen bereitet sie im Keller dennoch mit größter Sorgfalt ihre Lagerstatt, denn auch die beste Haltbarkeit kann durch ungünstige Einkellerung zunichte gemacht werden. Schlimmster Feind der Kartoffel im Winterlager ist die Feuchtigkeit. Hat man aber nun halt keinen trockenen Keller zur Verfügung, so muß man eben selbst etwas dazu tun, dem Uebel zu steuern. Es geht, vorausgesetzt daß der Keller ein richtiger Raum mit fester Türe ist und nicht nur ein Lattenverschlag. Dann kalkt man Wände und Decke neu, setzt aber vorher dem Kalk eine ordentliche Menge Kochsalz zu. Von ihm wird immer ein Teil der Luftfeuchtigkeit aufgesogen. Außerdem aber stellt man noch einen Eimer mit frisch gebranntem Kalk oder Chlorkalzium in den Keller. Auch von hier aus wird die Luftfeuchtigkeit begierig angenommen. Hin und wieder muß natürlich der frisch gebrannte Kalk oder das Chlorkalzium erneuert werden, denn seine Wasseraufnahmefähigkeit hat ihre Grenzen. Im feuchten Keller wird man die Kartoffeln auch nicht auf die Erde schütten, sondern besser auf einen Lattenrost oder in Kisten mit Lattenböden, die man mit Hilfe von umgestülpten Blumentöpfen oder Ziegelsteinen auf Füße stellt. So kann auch von unten her Luft an die Kartoffeln. Schüttet man sie nun regelmäßig um (bitte notieren Sie im Kalender bei jedem 5. und 20. jedes Monats bis zum Frühjahr: Kartoffeln nachsehen!) und liest man etwa faul gewordene aus, dann bleibt der ganze Vorrat bis weit ins Frühjahr hinein schmackhaft und frisch.

Briefkasten

W H M 22. Wenn Ehen zwischen Verwandten in sehr vielen Fällen eine Degeneration zur Folge haben, so ist dies darauf zurückzuführen, daß in beiden Verwandten die gleiche Erbmasse mit den gleichen Mängeln steckt. Bei Vereinigung des Erbgutes bricht auf beiden Seiten vorhandenes Minderwertige durch.

Verantwortlich für den Schrift- und Anzeigenteil Paul Becher in Brühl. Verlag: Paul Becher in Brühl.
Z. Zt. ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Die Veranda.

Humoreske von Friedrich Känel.

(Nachdruck verboten.)

„Zum Kuckuck, so komm doch herein!" brüllte mein Freund, als ich an die Tür seines Junggesellenzimmers pochte. Ich folgte der höflichen Aufforderung und traf ihn beschäftigt, Gesicht und Nacken mit Bleiwasser zu baden. Es roch nach Karbol und Salben, und der Tisch bog sich unter Watte und Pflastern und anderen Verbandstoffen. Mein Freund selbst war eingewickelt wie einem Mumie und so zerschlagen und verbeult am Kopf wie ein alter Korpsstudent.

„Zum Kuckuck auch, wie siehst du aus?" sagte ich, nachdem ich zuerst ein Geknurre wie von einem wilden Tier als Antwort auf meinen Gruß erhalten hatte. „Man sollte glauben, du wärest durch eine Dreschmaschine gegangen oder hättest dein Mittagsschläfchen auf einer Egge gemacht."

Er sah mich mit ein paar Augen an, die so etwas wie einen kleinen Büchsenschuß weit drinnen im Kopfe lagen und in Gefahr standen, zwischen einer fürchterlich geschwollenen Umgebung zu verschwinden.

„Ich bin in Gesellschaft gewesen und herabgefallen," brummte er.

„Ueber eine Treppe?" fragte ich.

„Nein, zum Kuckuck nein! Ja, wenn's noch eine Treppe gewesen wäre," fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Du kannst die Geschichte übrigens hören."

Ich setzte mich, und er öffnete eine Flasche Bier für mich und eine dito Bleiwasser für sich.

„Du kennst ja Falks," begann er; „lumpiges Pack ist's, aber ich hätte doch nicht geglaubt, daß sie so infam wären, wie sie sind."

Nach dieser kleinen Einleitung knirschte er einigemal mit den Zähnen, daß es knisterte, und fuhr dann fort:

„Die Frau hatte gestern Geburtstag, und ich war von ihnen zu einem kleinen Festessen eingeladen. Er hat eine Villa draußen vor dem Tore erworben — Gott mag übrigens wissen, wen er darum betrogen hat, der gemeine Kerl — und dort sollte das Mittagessen stattfinden — —"

Wieder bekam er einen Anfall von verbissener Wut, der sich in dem gleichen Zähneknirschen wie früher äußerte, wozu noch verschiedene Grimassen jenes Teils kamen, der jetzt sein Gesicht vorstellte.

„Nun, wir speisten," begann er endlich wieder, „und wir waren allesamt in mehr als gehobener Stimmung, als die Unglückselige vorschlug, daß wir den Kaffee auf der Veranda trinken sollten."

„Meinst du Frau Falk?" fragte ich.

„Ja natürlich!" knurrte er, „wen sonst? Wir gingen hinaus auf die Veranda; sie war schön geschmückt mit Flaggen und Tüchern, und mitten auf ihr stand ein hübsch gedeckter Kaffeetisch. Wohl kam es mir vor, als ob die Veranda ein wenig nachgäbe, als ich hinaustrat, aber ich meinte, dies komme vom Wein, den ich getrunken, und setzte mich ruhig nieder. Unsere Gesellschaft bestand aus zwei Herren und einer Dame.

Na, wir begannen mit unserem Kaffee und bewunderten die Landschaft, die wirklich sehr schön war. Ich sagte der Dame Artigkeiten, und wir hatten es überhaupt recht angenehm. Da ließ sich plötzlich ein sonderbares Knacken hören. Ich war beim vierten Kognak und gerade beschäftigt, der Dame einen meiner bekannten Blicke zuzuwerfen, als in derselben Sekunde die ganze Veranda wie ein Fahrstuhl an der Fassade hinabrasselte. Der Kognak kam mir in den unrechten Hals, und eine ganze Kanne kochenheißen Kaffees ergoß sich in meinen linken Aermel. Im nächsten Augenblick hatten wir den Boden erreicht, und er war nicht mit Eiderdaunen gepflastert, sage ich dir. Ich schlug mit dem Hinterkopf gegen eine Türschwelle, und drei Zähne wurden mir ausgeschlagen. Der Stiefelhacken der Dame besorgte dies, die Tischplatte zersplitterte an meiner Stirn, und einige Stuhlbeine und ähnliche Dinge beschlossen ihre Fahrt in meiner Herzgrube und meinen Nasenlöchern. Obenauf kamen meine Genossen, ein Kamerad wie ein Flußpferd und die junge Dame, die auch nicht zur leichtesten Kavallerie gehört. Verstehst du, es wundert mich, daß ich nicht im gleichen Augenblick den Geist aufgab."

„Fiel die Veranda herab?" fragte ich verwundert.

„Und das so schön, wie es sich nur denken läßt. Sie fuhr herunter wie ein Blitz, und zwar von der Höhe des ersten Stockwerks. Selbst ein Kieselstein würde sich bei einem solchen Plumps Beulen geschlagen haben, und was soll ein Mensch da sagen?"

„Aber, aber, wie konnte denn die Veranda so ohne weiteres herunterplumpsen?"

„Die Veranda!" wiederholte er mit unsäglich höhnischem Ton. „Es war eben keine Verande. Es war ganz einfach ein Patentgerüst, daß der Schurke von Falk vor einem großen Fenster aufgestellt hatte, damit es eine Veranda vorstellen sollte."

„Ein Patentgerüst?" wiederholte ich ungläubig.

„Ein veritables, schmutziges Exemplar von einer Art einbeiniger Höllenmaschine. Er hatte sie so hübsch mit Flaggen und Tüchern ausgeschmückt, damit niemand sehen könnte, was es wirklich war. Einer oder der andere — vielleicht ich selbst — hatte das Mißgeschick, den Abzieher oder wie der Mechanismus heißt, zu berühren, und ratsch — lagen wir unten am Boden. Wenn das nicht der ärgste, lumpigste Streich war, der jemals ausgeführt worden ist, so will ich mich hängen lassen."

„War Falk selbst auf der Veran — ich meine auf dem Gerüst, als das Unglück geschah?" fragte ich.

„Leider nicht," lautete die Antwort in bedauerndem Ton, „er hütete sich wohl."

„Und die Frau?"

„Sie stand drinnen im Zimmer und machte Kaffee. Ich mußte die Geschichte über mich ergehen lassen, und nun sehe ich so aus!"

„Was sagten Falks dazu?"

„Was sie sagten? Die Frau kreischte und schrie und bekam Krämpfe — wollte, sie hätte sie noch jetzt —, und Falk kam herabgelaufen und fragte, ob wir uns weh getan hätten. Ich antwortete ihm, daß er der größte Schurke und Hallunke sei, den die Erde je getragen habe, und ob er unverzüglich die beiden Bestien auf mir entfernen wolle. Kurz nachher kamen Leute herbei und es wurde ein Wagen geholt für mich, und nun sitze ich hier und kann mich in den nächsten vierzehn Tagen nicht auf der Straße sehen lassen, und dazu schmerzt es mich überall, als ob ich aus lauter Beulen zusammengesetzt wäre. Ist es da wunderlich, daß ich toll bin?"

„Hast du nicht daran gedacht, dich an Falk zu rächen?" fragte ich.

„Doch, darauf kannst du Gift nehmen," antwortete er, „aber ich weiß nur nicht, auf welche Weise."

„Du könntest ihn ja fordern," schlug ich vor.

„Hm! Ja, das wäre ganz flott! Aber ich weiß nicht sicher, ob er nicht besser schießt als ich."

„So locke ihn hinauf auf den Aussichtsturm und stoße ihn dort hinab auf die Straße."

„Auch gut," antwortete er; „aber wenn er nun sich stärker zeigen sollte als ich — was dann?"

„Ja, dann weiß ich nicht, was ich dir raten soll; denn du wirst ihn schwerlich dazu bringen können, die Spitze einer Flaggenstange zu erklettern, um sie unterdessen unten durchzusägen."

„Nein! Dazu bringe ich ihn gewiß nicht," antwortete er, „er hat anderen Leuten nie gern einen Dienst erwiesen."

„Na, dann weiß ich wirklich nicht — —"

„Nein, ich werde mich damit begnügen, ein paar Dienstmänner zu dingen, damit sie ihn eines Abends tüchtig durchprügeln," sagte er, und ein strahlender Ausdruck glitt für einen Moment über seine scheußlichen Züge, „das wird ihm auf lange Zeit hinaus gut tun, wenn es gehörig besorgt wird, und ich riskiere nichts dabei."

„Nichts außer ein wenig Gefängnis, wenn die Dienstmänner aus der Schule schwatzen," meinte ich.

„Ich will drei Jahre im Gefängnis sitzen, wenn er zum Krüppel geschlagen wird, und zehn Jahre, wenn sie ihm den Hals brechen."

„Wirklich? Ja, dann wäre es gewiß auch schade, wenn du deinen Willen nicht durchsetzen könntest."

*

Drei Wochen später sah ich auf der Straße meinen Freund und den erwähnten Falk miteinander in einer Autodroschke fahren. Sie lachten und plauderten zusammen, und ich glaubte im Vorübergehen die Worte zu hören: „Eine glänzende Idee!" Es war mein Freund, der dies sagte.

Gewiß, so kann man es ja auch nennen! Ich vermute nämlich, daß sie von der Veranda sprachen.

Saub. Putzhilfe
von 8—12 Uhr gesucht.
Wo sagt die Geschäftsstelle 1762

Verkaufe 5 Waggon reinen
Kuhstrohdünger
Jos. Blum,
Mülheim-Eifel

Lehrerin sucht sofort
2 gut möblierte sonnige Zimmer
(Wohn- und Schlafzimmer) in ruhigem Hause.
Angeb. unt. M R 468 an die Gesch.

Schöne große
2 Zimmer-Wohnung
1. Etage, Stadtmitte, an nur pünktl. Mietzahler zu vermieten.
Angeb. unt. G B 449 an die Gesch.

Dem rechten Mann
zum rechten Platz
verhilft die Anzeige in der Heimatzeitung.